Nr. 16. Monatlich vier Nummern. Berlin, 27. April 1874. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. XX. Jahrgang.

Inhalt: **Das schwierige Musikstück.** Originalzeichnung von A. Du Mont in Genf, mit Text von Heigel. — **Neckereien.** Eine heitere Geschichte von A. v. Winterfeld. — **Gallerie schöner Frauen.** II. Von F. von Hohenhausen (mit Titelvignette und Porträt von P. Grot'Johann). — **Klein-Eva.** Von Villamaria. — **Nichts für Pluto!** Nach seinem Gemälde gezeichnet von Hugo Crola. — **Eine Schulprüfung.** — **Ein Schöngeist aus dem Jahrhundert der Schöngeisterei.** (Schluß.) — **Ein vergilbtes Tagebuchblatt.** Von Franz von Nemmersdorf. — **Die Mode.** Originalcorrespondenz aus Paris. — **Wirthschaftsplaudereien** (mit Abbildung). — **Buchstaben-Räthsel.** — **Auflösung des Buchstaben-Räthsels** Seite 116. — **Räthsel.** — **Correspondenz.**

Das schwierige Musikstück.

Er ist ein kreuzbraver alter Herr — wir wollen ihn Obermaier nennen — dem man nur den einen Vorwurf machen kann, daß er Junggeselle blieb, ein pflichtgetreuer Beamter und als Privatmann mit Leidenschaft Musiker. Man sehe sich in seiner Stube um: das einzige Prunkstück ist das Notenpult. Allerdings hat er dasselbe auf dem Trödelmarkt erstanden, wohin es aus der Versteigerung eines „hochherrschaftlichen Mobiliars" gewandert war, gleichwohl hätte es noch billigere Notenständer gegeben — aber in musikalischen Dingen ist er Verschwender.

Es ist Sonntag und zwar Vormittag. Daß es nicht früher Morgen, schließen wir vor Allem daraus, daß in Herrn Obermaier's Empfangs-, Musik- und Schlafsalon bereits Ordnung gemacht ist. Auch das Glas Bier läßt den vorgeschrittenen Tag errathen, denn es ist nicht anzunehmen, daß der solide Herr Obermaier als Morgenkaffee „ein Seidel trinke". An welchem anderen Tage aber, als an einem Sonntag, könnte Obermaier zwischen Elf und Zwölf noch in Hausschuhen und ohne Uhr in der Tasche sein!?

Es ist also an einem sonnenhellen Sonntagsvormittag. Obermaier, selbstverständlich Mitglied eines Dilettanten-Streichquartetts, hat sich die Cellostimme eines neuen Quatuors nach Hause genommen und übt sie jetzt ein.

Aus seinem Stirnrunzeln wird uns klar, daß das Musikstück, wie man zu sagen pflegt, seine Haken hat. Es kann ein Mensch in den tiefsten Gedanken versunken sein, spricht Darwin, seine Augenbrauen bleiben doch glatt, bis er im Zuge seines Nachdenkens auf irgend ein Hinderniß stößt oder bis er durch irgend eine Störung unterbrochen wird, dann zieht ein Stirnrunzeln wie ein Schatten über sein Gesicht.

Meine Damen! Alte Junggesellen pflegen wohl nicht von Interesse für Sie zu sein; ich bitte Sie jedoch, mit meinem Freunde Obermaier eine Ausnahme zu machen. Ich muß freilich zugeben, daß er raucht, ich fürchte sogar nach der Art und Weise, wie er sein Taschentuch einsteckt, daß er schnupft, aber, diese beiden Fehler und die Brille abgerechnet, ist er ein vortrefflicher Mensch, der nur aus angeborener Schüchternheit unverheirathet blieb.

Ich errathe Ihren Einwand. Es hänge über der Stelle, wo Herr Obermaier zu schlummern pflege, ein Bild, das — Bitte, halten Sie ein! Das Bild ist Fanny Elsler als Sylphide. Herr Obermaier hat in seiner Jugend für Fanny Elsler geschwärmt. Wer hätte es nicht! Er kaufte das lithographirte Bild der großen Künstlerin und hing es unter Glas und Rahmen in seiner Stube auf. Das ist etwa vierzig Jahre her. Er besitzt es noch. Wollen Sie ihm daraus einen Vorwurf machen? Nein, diese zarte Huldigung und vierzigjährige Treue läßt mich vielmehr aufs neue bedauern daß der Segen Hymens Herrn Obermaier versagt worden.

Welch einen guten, geduldigen, musterhaften Ehemann er gegeben hätte!

Möge ihm Frau Musika, wenn auch nicht Ersatz, so doch Trösterin sein!

E.

Das schwierige Musikstück.
Originalzeichnung von A. Du Mont in Genf.

Neckereien.

Eine heitere Geschichte von **A. v. Winterfeld.**

Die beiden großen Rittergüter Tannenberg und Wiesenthal grenzten mit ihren Aeckern und Waldungen dicht aneinander, und die resp. Herren, welche die Namen ihrer Besitzungen führten, waren nicht allein die nächsten Verwandten, sondern auch die besten Freunde.

Herr Wilhelm von Tannenberg auf Tannenberg hatte, bereits in vorgerückten Jahren, eine junge lebenslustige Frau geheirathet; da jedoch die Ehe kinderlos zu bleiben schien, fiel nach seinem Tode das Gut an den Baron von Wiesenthal auf Wiesenthal, wobei aber die Hälfte der gesammten Hinterlassenschaft der Wittwe berechnet wurde.

Was den Baron von Wiesenthal auf Wiesenthal anbetrifft, so war derselbe alter Junggeselle, und wenn er die Augen zuthat, fiel die eine Hälfte seines Vermögens an den Herrn von Tannenberg auf Tannenberg und die andere Hälfte an seinen Neffen, Heinrich von Wiesenthal, einen jungen, noch unverheiratheten Menschen, der in der Nachbarschaft das Gut Rothenberg besaß.

In den meisten Fällen pflegen dergleichen Erbschaftsverhältnisse Streitigkeiten und böses Blut zwischen den Betreffenden zu geben, und das ist wirklich so rein menschlicher Natur. Je mehr man sein Gut und die eigenen Schöpfungen auf demselben liebt, desto unangenehmer muß der Gedanke berühren, daß nach dem Ableben Alles in andere Hände fällt, die vielleicht dann in entgegengesetztem Sinne schalten und walten, wie man es selber gethan.

Das war aber bei den Herren von Tannenberg und von Wiesenthal durchaus nicht der Fall; sie thaten zwar so, als wenn Einer über den Andern sich ärgerte, aber sie thaten wirklich nur so, sie neckten sich mit einer nicht zu unterdrückenden Leidenschaft; Jeder freute sich königlich, wenn er dem Andern einen recht empfindlichen Streich gespielt, trotzdem waren sie aber die besten Freunde von der Welt, die nicht einen Tag ohne einander leben konnten.

Eigentlich hatte der Baron von Wiesenthal die jetzige Frau seines Freundes Tannenberg heirathen wollen; sowie dieser das aber merkte, setzte er alle Mittel daran, dem Anderen den Vorsprung abzugewinnen und nachdem er sechs Monate lang den ganzen Schatz seiner Liebenswürdigkeit aufgeboten, hatte er sie richtig weg, und Wiesenthal mußte mit langer Nase abziehen.

„Na warte!“ dachte dieser, „das ist Dir nicht geschenkt!“

Aber böse war er ihm im Grunde genommen doch nicht.

Nachher freute er sich sogar, daß er auf seine alten Tage die junge Frau nicht bekommen hatte. Das ist immer ein häßliches Mißverhältniß. So recht wahre Liebe kann man doch am Ende nicht mehr verlangen, und wenn ein junges, eben in das Leben tretendes Wesen eine solche weder einflößen noch empfangen kann, wächst das Samenkörnchen Koketterie, das es im Herzen trug, bald zu einer starkduftenden Blume empor, welche berauscht und verführt. Das war, wie gesagt, dem Baron von Wiesenthal zu bedenklich auf seine alten Tage.

In ein gefährliches Stadium war die Koketterie der Frau von Tannenberg aber durchaus noch nicht getreten. Sie benahm sich ein wenig frei, wußte, daß sie schön sei, hörte es gern, wenn es ihr gesagt wurde, spielte ein wenig mit Männerherzen, freute sich eines Triumphes; aber weiter konnte der böseste Leumund ihr Nichts nachsagen. Ihr Ruf und ihre Ehre waren ohne jeglichen Flecken geblieben.

Herr von Tannenberg freute sich aber des Besitzes seiner Frau, erstens weil er sie wirklich lieb gewonnen, und zweitens auch, weil sie Wiesenthal nicht bekommen hatte; das kitzelte ihn fortwährend, und er that Nichts lieber, als seinen Freund damit zu necken.

Dieser schmunzelte aber dann gewöhnlich still vor sich hin und dachte: „Na warte, wir wollen Dich schon wieder kriegen!“

Und dann dachte er sich Etwas aus, wie er Tannenberg einen recht empfindlichen Streich spielen könnte. So ging das fortwährend.

Wenn die beiden Freunde des Morgens einander begegneten, pflegte Herr von Wiesenthal gewöhnlich zu sagen: „Na, Wilhelm, bist Du noch nicht bald todt? Das dauert mir doch ein bischen gar zu lange, bis ich Dein Gut bekomme.“

„Danke, es geht mir recht wohl,“ nickte dann Herr von Tannenberg; „aber wenn ich auch todt wäre, ärgern thäte ich Dich doch noch.“

„Na, das möchte ich doch 'mal sehen!“ lachte Wiesenthal.

„Wenn Du es abwarten kannst, dann wirst Du es sehen,“ schmunzelte Tannenberg.

Dann schüttelten sie sich die Hände, gaben sich einen Kreuzkuß und gingen zusammen auf die Jagd; das war, nächst dem Necken, ihr Hauptvergnügen.

Da ging es aber gleich wieder los. Wenn Einer ein Stück Wild zu Gesicht bekam, dann schoß es ihm der Andere vor der Nase weg, und manchmal schossen sie auch gleichzeitig und zankten sich darüber, wer den tödtlichen Schuß gethan.

Wenn aber der alte Jäger Kibitz dabei war, dann wiegte der den weißen Kopf hin und her und meinte, das wäre ja gar kein Jagdvergnügen, das Necken wäre ihnen ja die Hauptsache.

So war es aber in allen Dingen.

Eines guten Tages hatte Herr von Wiesenthal seinen Freund Tannenberg zum Pürschenfahren eingeladen.

Wie sie nun so ungefähr eine halbe Stunde in das Dickicht hinein waren, bemerkt Tannenberg einen prachtvollen Hirsch, der ihm gerade schußrecht steht.

Er läßt sich aber durchaus nichts merken, sondern wirft einen verstohlenen Seitenblick auf den neben ihm sitzenden Wiesenthal, ob der vielleicht auch den Hirsch gesehen hätte.

Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er den Freund tief eingeschlummert sieht. Der Kopf hing ihm auf die Brust herab, die echte Lancaster-Flinte stand, mit der Mündung nach oben, zwischen seinen Beinen, und aus dem halbgeöffneten Munde drang von Zeit zu Zeit ein ängstlich gutturaler Schnarchton.

„Na, das ist die Möglichkeit!“ freute sich Tannenberg, „nun wollen wir die alte Schlafmütze aber einmal ordentlich ärgern.“

Damit hob er sein Gewehr an die Schulter, zielte bedächtig und schoß.

Der Hirsch blieb ruhig stehen, und Wiesenthal schlief ruhig weiter.

Tannenberg machte ein verwundertes Gesicht.

„So Etwas ist mir doch noch nicht vorgekommen,“ dachte er, „auf eine so kurze Distance vorbeischießen. Und das Murmelthier an meiner Seite wacht nicht einmal auf. Wollen ihm gleich den andern Lauf geben.“

Dann hob er das Gewehr abermals, zielte noch sorgfältiger und schoß.

Der Hirsch blieb ruhig stehen, und Wiesenthal schlief ruhig weiter.

Tannenberg wurde kirschroth im Gesicht vor Aerger.

„I, das müßte doch mit dem Teufel zugehen!“ dachte er, riß seinem Freunde Wiesenthal die echte Lancaster-Flinte zwischen den Beinen weg und feuerte zum drittenmal.

Die Situation veränderte sich durchaus nicht.

Tannenberg drückte jetzt den letzten Lauf ab. Paff!

Der Hirsch blieb ruhig stehen, und Wiesenthal schnarchte im tiefsten Baß.

Ganz außer sich kletterte der unglückliche Schütze vom Wagen, rannte durch das Dickicht nach dem Hirsch und trommelte mit beiden Fäusten auf ihn los.

Der Hirsch fiel ungeschickt um und hielt seine vier Beine steif von sich weg.

Tannenberg bückte sich zu ihm hinunter; er war ausgestopft.

„Hahahaha!“ lachte Freund Wiesenthal vom Wagen her, „da habe ich Dich doch 'mal ordentlich angeführt!“

„Na, warte nur!“ drohte ihm Tannenberg mit der Faust, „das ist Dir nicht geschenkt, Dich necke ich noch, wenn ich schon todt bin!“

Diesmal hatte aber der gute Herr von Tannenberg den Teufel an die Wand gemalt.

Acht Wochen darauf rührte ihn der Schlag, und sie trugen ihn auf den Kirchhof.

Er wurde von seiner Frau und von seinem Freunde Wiesenthal auf das tiefste betrauert, und letzterer irrte wochenlang ganz verstört umher, als wenn er ein Stück von seinem Leben verloren hätte. Endlich konnte er die Einsamkeit nicht mehr aushalten und schrieb an seinen Neffen Heinrich in Rothenberg, daß er ihn doch auf einige Zeit besuchen möchte, er könne ja in Wiesenthal ebensogut auf die Jagd gehen, wie bei sich zu Hause. Der Neffe kam mit seinem vortrefflichen Hühnerhund, einem echt englischen Pointer, und kaum war er vierundzwanzig Stunden bei seinem Onkel, so begann dieser ihn zu necken. Von diesem Moment an trat sein Schmerz in ein etwas gelinderes Stadium.

Manchmal fuhren sie auch zusammen nach Tannenberg hinüber, um die schöne Wittwe zu besuchen, und zuletzt wurden sie alle Drei schon etwas heiterer.

Zwei Monate nach dem Tode des vortrefflichen, unvergeßlichen Freundes wurde dessen Testament eröffnet, und wer beschreibt das Staunen des Onkel Wiesenthal, als er erfährt, daß nicht ihm die Hälfte des hinterlassenen Vermögens vermacht ist, sondern seinem Neffen Heinrich. „Siehst Du wohl,“ stand mit Tannenberg's Handschrift links unten in der Ecke, „nun habe ich Dich nach meinem Tode noch geärgert.“

Der junge Heinrich wußte gar nicht, wie er dazu gekommen, machte aber keine Schwierigkeiten, es anzunehmen, und Onkel Wiesenthal, der eigentlich ein bischen geizig war, biß sich auf die Lippen und dachte sofort darüber nach, wie er sich revanchiren könne.

Das war aber ein schweres Ding, denn wenn man auch Jemand nach seinem eigenen Tode ärgern kann, so kann man doch nicht Jemand ärgern, der todt ist, und darauf kam es doch hier hauptsächlich an.

Der Onkel zerquälte sich den Kopf ganz fürchterlich, aber es wollte ihm absolut Nichts einfallen. Das Trauerjahr der Frau von Tannenberg war bereits seit mehreren Monaten vergangen, und der alte Baron Wiesenthal war noch gerade so klug wie zuvor.

Er langweilte sich und ärgerte sich und weil er das Bedürfniß fühlte, auch 'mal wieder einen Andern zu ärgern, schrieb er an seinen Neffen Heinrich in Rothenberg, daß er ihn doch ein bischen besuchen möchte.

Heinrich kam, und weil er ein gebildeter und geistreicher Mensch war, so wurde es im Kopf des Onkels auch bald wieder klarer. Er plauderte mit ihm, neckte ihn, ging mit ihm auf die Jagd, fuhr mit ihm nach Tannenberg hinüber, aber die Idee der Revanche wollte ihm noch immer nicht kommen.

Eines Abends, als er eben zu Bett gehen wollte, schlug er sich plötzlich mit der flachen Hand vor die Stirn.

„Nun habe ich's ja!“ rief er aus, „eine gute Idee muß man nicht mühsam suchen, sondern sie muß Einem, so zu sagen, auf den Kopf fallen. Daß ich darauf nicht gleich gekommen bin, und es liegt doch so nahe: Ich heirathe Wilhelm's Wittwe! Darüber ärgert er sich allerdings nicht mehr, weil er todt ist, aber ich mache dadurch den Streich unschädlich, den er mir hinterlassen hat, indem ich dann doch die Hälfte seines Vermögens erhalte, wenn auch nicht die, die mir von Gott und Rechtswegen zukam, und außerdem bekomme ich auch noch die Frau, die er mir verrätherischer Weise vor der Nase weggeschnappt hat. So wollen wir die Geschichte machen. Mit der Ausführung dieser Idee restaurire ich zu gleicher Zeit das Gerechtigkeitsgefühl des Schicksals.“

Von nun an begann Onkel Wiesenthal der schönen Wittwe Tannenberg, erst ganz leise und unmerklich, dann allmälig immer etwas wärmer den Hof zu machen, bis er zuletzt ganz deutlich mit der Absicht hervortrat, sie zu seiner Gattin nehmen zu wollen.

Im Anfang lächelte die schöne Frau darüber, dann überlegte sie aber. Eine alleinstehende Dame ist übel daran; um eine Stellung in der Welt zu bekommen, selbst um deren Freuden besser zu genießen, bedarf sie der stützenden Hand des Mannes. — In der ganzen Gegend waren so wenige junge Leute .. Mancher nahm auch noch immer Anstoß an ihrem Ruf als Kokette .. Herr von Wiesenthal war ein alter Bekannter und Verwandter .. ein gediegener, vortrefflicher Mann, den sie genau kannte ... den Neffen Heinrich hätte sie vielleicht lieber genommen ... aber der hatte sich ihr ja gar nicht in dieser Weise genähert .. da blieb ihr also wirklich nicht viel Anderes übrig, als den Onkel zu nehmen. Eines schönen Nachmittags gab sie ihm ihr Jawort.

„Siehst Du, alter Junge!“ freute sich Wiesenthal, „nun bist Du doch abgeblitzt mit Deinem testamentarischen Schabernack!“

Als die junge Wittwe aber ihr Jawort gegeben, that es ihr eigentlich wieder leid. Sie hätte es gern zurückgenommen, aber dazu war sie wieder zu ehrlich und gewissenhaft; Alles, was sie daher thun zu können glaubte und auch wirklich that, war, daß sie ihren Bräutigam bat, die Verlobung, mit Ausnahme Heinrich's, dem der Onkel sie mitgetheilt, Niemand bekannt zu machen und mit der Hochzeit noch drei Monate warten zu wollen.

Auf die Bedingungen ging Onkel Wiesenthal ohne Bedenken ein; denn solche Eile hatte er gar nicht; wenn er sie nur heirathete, das war ihm die Hauptsache, das wann kümmerte ihn weit weniger.

Als diese drei Monate aber vergangen waren, verlangte Frau von Tannenberg deren noch drei. Das war dem Onkel schon unangenehmer, weil er sich eigentlich dadurch verletzt fühlen mußte; aber was sollte er machen! Zwang in solchen Sachen ist auch nicht gut; da muß immer Freiwilligkeit herrschen, damit die Frau guter Laune bleibe. Er gab ihr also nach und willigte, wenn auch widerstrebend, in die fernerer drei Monate, welche ganz gewiß die letzten sein sollten. — —

So standen die Sachen in einem prachtvollen Maimonat, der die Erde wieder in ein duftig bräutliches Gewand gehüllt hatte und zur Zeit, als die zweiten drei Monate bereits ihrem Ende zuneigten.

Onkel Wiesenthal fuhr fast täglich nach Tannenberg hinüber, und der junge Heinrich, der wieder zum Besuch bei ihm war, gab sich auf beiden Gütern dem Vergnügen des Jagens hin.

Begleiten wir einmal den ersteren und lassen wir letzteren ungestört mit seinem englischen Pointer ein Rebhuhn aufspüren.

Es war ein schöner, klarer Frühlingsmorgen und so um die zehnte Stunde herum, als Onkel Wiesenthal in einem offenen Wägelchen lustig durch Feld und Wald rollte gen Tannenberg.

Am Himmel schwamm milchweiß Gewölk wie Liebeständeleien, die Luft athmete ihre duftigste Morgenfrische, die Sonne stieg eigenthümlich glühend am Firmament empor und ihre flimmernden Strahlen küßten durstig den nächtlichen Thau vom feuchten Grase und aus dem grünen Haar der Bäume und Sträucher.

Herr von Wiesenthal schien sich sehr wohl zu befinden, denn er spitzte die Lippen wie zum Kusse, und sein fleischiges Gesicht lächelte, als wenn er an etwas recht Angenehmes dächte.

War es vielleicht das Morgenlied der Frösche aus dem nahen Teich, das seine Seele so erfreute? Oder der Storch, der dort auf einem Bein steht und vom freien Arabien träumt, woher er soeben gekommen? Oder die schmetternde Lerche, der wie Silberstaub spielende Mückenschwarm, oder die flinke Schwalbe, die lautlos dahingleitet und mit spitzem Flügel die blanke Wasserfläche ritzt?

Jetzt öffnete sich der Wald und gewährte einen Blick auf das hochliegende Schloß Tannenberg, dessen weiße Mauern aus dem dunklen Grün alter Parkbäume freundlich auf ihn herabschauten.

Onkel Wiesenthal's Antlitz wurde noch um ein Bedeutendes lieblicher, und dann seufzte er so laut, daß sein Kutscher einen Schreck bekam.

Wem galt diese in Tönen ausgedrückte Sehnsucht? Dem schönen, lachenden Landgut oder der schönen, gewöhnlich mit ihm schmollenden Besitzerin? Vielleicht Beiden, denn das Eine war ja von dem Andern unzertrennbar.

Die zweiten drei Monate neigten sich stark ihrem Ende zu, und Onkel Wiesenthal sehnte sich danach, das reiche Tannenberg und die dazu gehörige reizende Wittwe endlich sein eigen nennen zu können. Noch wenige Wochen und sein Wunsch sollte in Erfüllung gehen. Was der selige Wilhelm im Himmel wohl für ein Gesicht machen würde, wenn er das mit ansehen könnte.

Der Wagen fuhr jetzt etwas langsamer bergan.

„Ich werde heute mit ihr wegen der Hochzeit sprechen,“ dachte Herr von Wiesenthal. „Es muß doch eine Menge dazu besorgt werden ... Das Aufgebot nimmt allein drei Wochen weg, und man muß doch endlich den Tag festsetzen .. es ist jetzt wirklich die höchste Zeit, seine Vorbereitungen zu treffen.“

Der Wagen hatte sich nun den Abhang hinangewunden und rollte mit leis knirschenden Rädern vor den Eingang des Schlosses; dann standen die Pferde.

Herr von Wiesenthal machte einen langen Hals, um zu sehen, ob die schöne Wittwe vielleicht hinter dem dichten Laubwerk der Veranda zu entdecken sei, aber das weiße Morgenkleid schimmerte diesmal nicht durch die grünen Blätter.

Der Baron stieg aus, suchte seinem Gange etwas Elastisches zu geben, hüpfte jugendlich die wenigen Stufen zur Veranda hinauf und fand im Vorzimmer den Kammerdiener.

„Gnädige Frau zu sprechen?“

Der Mensch verbeugte sich, verschwand und kehrte dann nach einigen Minuten mit dem Bescheid zurück, daß es der gnädigen Frau angenehm sein werde.

„Angenehm?“ reflectirte Onkel Wiesenthal, „sonst sagte sie doch gewöhnlich ‚sehr angenehm.‘ Wahrscheinlich heute nicht rosenfarbener Laune.“

Dann schritt er durch die Thür, welche der Kammerdiener ihm öffnete.

Das junge, blühend schöne Weib saß am Fenster des eleganten Salons und schien in ein Buch vertieft, denn sie erwiderte die höfliche, zärtliche, respectvolle Begrüßung ihres Verlobten mit einem leichten Kopfnicken und las dann weiter.

Der Baron stutzte anfänglich bei dem kühlen Empfang, dann legte er sein Antlitz aber wieder in liebliche Falten, ging mit wiegenden Schritten nach einem Stuhl in der Ecke des Zimmers, deponirte dort Hut und Stöckchen, zog lächelnd die engen Handschuhe ab, wickelte sie sorgsam zusammen, steckte sie in die Tasche und schien dann zu überlegen, auf welche Weise er am besten die Aufmerksamkeit der Dame von ihrer Lectüre ablenken sollte.

Es fiel ihm aber nichts Gescheidtes ein, denn der lächelnde Mund öffnete sich nicht zum Reden, und er beschränkte sich schließlich darauf, sich die Hände zu reiben und sich seiner Angebeteten bald von dieser bald von jener Seite, aber immer vergeblich, zu nähern.

„Weshalb schleichen Sie denn immer um mich herum, Baron?“ blickte endlich Frau von Tannenberg ein klein wenig mißmuthig auf.

Wiesenthal bekam einen Schreck und stand nun wie eine Salzsäule.

„Mein Gott, nun regen Sie ja wieder kein Glied,“ sagte die Dame ungeduldig. „Können Sie mich denn nicht ein wenig in Ruhe lassen? — Sie sehen doch, daß ich bei einer interessanten Lectüre bin.“

„Verzeihen Sie,“ entgegnete Wiesenthal mit verlegenem Lächeln. Dann trat er an ein Fenster und vertiefte sich mit großer Aufmerksamkeit in die Reize der Natur.

Frau von Tannenberg las noch zehn Minuten weiter, dann blickte sie auf und wandte den Kopf nach ihrem Verlobten.

„Nicht wahr, Sie wollten mit mir sprechen, lieber Baron?“ sagte sie; „ich habe es Ihnen angesehen, als Sie eintraten.“

„Lieber Baron hat sie gesagt,“ reflectirte Wiesenthal, „sie scheint wieder besserer Laune zu sein, die Gelegenheit darf man nicht ungenutzt vorübergehen lassen. — Hm!“ setzte er dann laut hinzu, „allerdings war das meine Absicht ... und wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, mir gnädiges Gehör zu schenken ...“

Die Dame legte das Buch fort und blickte ihn fragend an.

Wiesenthal schien nicht recht zu wissen, wie er die Sache einkleiden sollte.

„Nun!“ machte Frau von Tannenberg ungeduldig.

„Sie können es sich eigentlich selbst denken,“ brachte der Baron endlich zögernd hervor, „die zweiten drei Monate nahen ihrem Ende, und ...“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie den Gegenstand berühren,“ unterbrach ihn die junge Wittwe; „gerade darüber wollte auch ich mit Ihnen sprechen ...“

„Aha!“ dachte Wiesenthal, „das macht sich ja besser, als ich glaubte ... schweigen wir also und lassen wir sie uns kommen.“

„Bitte, setzen Sie sich zu mir, lieber Baron,“ sagte die Dame, freundlich auf einen Sessel deutend, „lassen Sie uns ein wenig plaudern.“

Onkel Wiesenthal verbeugte sich und nahm Platz.

„Ich habe Sie um eine kleine Gefälligkeit zu ersuchen, die Sie mir nicht abschlagen werden,“ begann Frau von Tannenberg, „bewilligen Sie mir noch drei Monate Frist bis zu unserer Hochzeit.“

Auf dem Antlitz des Barons malte sich die bitterste Enttäuschung.

„Noch drei Monate?“ sagte er, „ich denke, diese sollten schon die letzten sein.“

„Und die kommenden die allerletzten.“

„Sie spielen mit mir," entgegnete Wiesenthal, wirklich gekränkt; „ich muß gestehen, daß ich dessen von Ihnen nicht gewärtig war."

„Mein Gott," lächelte die Dame, „Sie geberden sich mit Ihrem grauen Haar wie ein junger, ungestümer Liebhaber, und wir sind doch übereingekommen, eine Vernunftheirath zu schließen. Mir ist wirklich noch nicht so zu Muthe, ein unerklärliches Etwas hält mich von dem Schritt zurück, ohne daß ich mir klare Rechenschaft darüber zu geben vermöchte; ich bin vielleicht eine Närrin ..."

„Nein .. Sie sind eine Kokette, gnädige Frau," sagte der Baron, schärfer, als er es vielleicht gewollt hatte.

„Mag sein," entgegnete die junge Wittwe nach kurzer Pause, „aber meine Koketterie ist bis jetzt weder mir gefährlich geworden, noch Andern. Die Hauptschuld liegt übrigens in den Verhältnissen. Ich habe einen alten Mann geheirathet und stehe im Begriff, mich einem nicht jüngeren zu vermählen. Wenn man also nie eine wirkliche Eroberung gemacht hat, muß man sich mit scheinbaren begnügen und seine Befriedigung darin finden, nicht allein, in kurzer Frist, jedes Männerherz zu entzünden, sondern es auch zur Erklärung zu bringen."

„Jedes Männerherz?" fragte der Baron.

„Jedes!"

„Und in kurzer Frist?"

„Binnen einer Stunde."

„Dieser Triumph macht Ihnen also wirklich so viel Freude?"

„Ich kann es nicht leugnen."

„Wenn Ihr Angriff aber einmal mißglückte?"

„Das ist unmöglich!"

Der Baron lächelte auf eigenthümliche Art.

In demselben Moment fiel ein Schuß, vielleicht hundert Schritte vom Schloß.

Frau von Tannenberg fuhr erschreckt zusammen.

„Wer kann das sein?" sagte sie, „in meiner unmittelbaren Nähe .. wer erdreistet sich?"

„Jemand, der sich wahrscheinlich nicht vor Ihnen fürchtet," entgegnete der Baron, dessen Lächeln immer eigenthümlicher wurde.

„Und der wäre?"

„Ich glaube mit Sicherheit, mein Herr Neffe."

Die Dame antwortete nicht.

„Das ist ein Mensch wie eine Marmorstatue," fuhr Onkel Wiesenthal fort, „an dem verschwendet die geschickteste Sirene vergebens ihre Künste."

Frau von Tannenberg schwieg noch immer.

Der Baron ärgerte sich darüber.

„An Dem würde sogar Ihre eigene Siegesgewißheit zum Scheitern gelangen," fuhr er immer herausfordernder fort.

„Meinen Sie?" lächelte die junge Frau.

„Ganz gewiß. Wollen Sie es nicht einmal versuchen?"

„Nein," schüttelte die Dame den schönen Kopf, „weshalb einen jungen Mann quälen, der mir nie Etwas zu Leide gethan hat?"

„Den quälen?" lachte der Baron, „nein, da kennen Sie ihn noch nicht, gnädige Frau ... das Weib soll erst geboren werden, das im Stande wäre, in diesem Kieselherzen eine Fiber erzittern zu lassen. Bei dem überschätzen Sie Ihre Kraft und würden im eventuellen Kampf eine entscheidende Niederlage davontragen."

Die Röthe stieg dem jungen, gefallsüchtigen Weibe ins Antlitz; ihre Eitelkeit war aufs empfindlichste verletzt.

In des Barons Auge leuchtete eine eigenthümliche Verschmitztheit; er freute sich offenbar auf den Kampf, den er vorbereitete.

„Ich wette, daß er Sie ganz unbeachtet läßt," reizte er immer weiter.

Die Dame zuckte zusammen, aber sie gewann noch einmal die Herrschaft über sich.

„Lassen wir das," sagte sie; „ich will Ihnen kein Geld abgewinnen."

„Ah! Sie ziehen zurück ... Sie fürchten sich, gnädige Frau!"

„Obgleich Sie eine Lection verdienten," setzte die junge Wittwe hinzu.

„Sie haben Recht," zuckte Wiesenthal die Achseln; „lassen wir das! Weshalb soll ich Sie auch vermögen, etwas Unmögliches zu unternehmen!"

Frau von Tannenberg erhob sich mit flammenden Wangen von ihrem Stuhl und machte aufgeregt einige Gänge durch den Salon.

„Sie bestehen darauf ... Sie wollen es durchaus!" rief sie; „gut! Wenn Sie so eigensinnig sind, sollen Sie Ihren Willen und Ihre Demüthigung haben. Ich biete Ihnen also die Wette, daß, von dem Augenblick seines Eintretens an, Herr Heinrich von Wiesenthal binnen einer Stunde mir seine Liebe gestanden haben wird."

„Da bin ich doch in der That neugierig," lachte der Baron.

„Also zuerst die Bedingungen: Sie bringen Ihren Neffen hierher, verlassen ihn dann unter irgend einem Vorwande, entfernen den Kammerdiener aus dem Vorzimmer und stellen sich selber hinter die Epheuwand auf der Veranda, wo Sie Nichts hören und wenig sehen können. Wenn ich, wie aus Zufall, dies Glöckchen ertönen lasse, können Sie näher treten."

„Schön!" nickte Onkel Wiesenthal; „und was gilt die Wette?"

„Wenn Sie gewinnen, ist die Hochzeit in drei Wochen; wenn Sie verlieren, erst in drei Monaten."

„Gut! Eingeschlagen!"

Die junge Frau reichte ihm ihr kleines, weißes Händchen.

„Nun holen Sie Ihren Neffen," sagte sie, „während ich noch Einiges an meiner Toilette ändere; dann in den Kampf! Adieu, Baron!"

„Adieu, gnädige Frau!"

„Halt! Noch eins!" wandte sich diese kurz vor der Thüre um; „vor allen Dingen keine Verrätherei! Die vollständigste Discretion!"

Der Baron legte die Hand aufs Herz und machte ein fromm betheuerndes Gesicht, als wenn sich das ganz von selbst verstände.

Frau von Tannenberg nickte ihm leicht und graciös zu und verließ dann den Salon, um sich in ihr Boudoir zu begeben.

Als Onkel Wiesenthal allein war, blieb er noch eine Weile auf demselben Fleck stehen und sann nach, wobei jene fromm betheuernde Miene allmälig in ein verschmitztes Lächeln überging.

„Halt!" reflectirte er, „da hat sie mich auf eine Idee gebracht. Von selbst würde ich vielleicht nicht darauf gekommen sein, obgleich es wiederum so nahe liegt. Beim Spiel ist Betrügen ein Verbrechen! — Pfui! Ein Schurke, wer das thut! Aber bei der Liebe? — Die Liebe ist ein kleiner Krieg, und die List wird hier eben so gut zur Tugend wie dort, wo anstatt der Herzen ganze Körper zerrissen werden. Was schadet in vorliegendem Fall eine kleine Verrätherei! Wir wollen die Sache einmal kritisch beleuchten: Wenn ich Frau von Tannenberg nur ihres Vermögens wegen heirathe, kann ich die Wette ganz ehrlich durchführen, das heißt, meinen Neffen Heinrich auf eigenen Füßen stehen lassen, ohne ihm einen Wink zu geben. Wenn ich aber Frau von Tannenberg aus Liebe heirathe, dann ist es sogar meine Pflicht, den armen Jungen zu benachrichtigen, um ihn vor einer immerhin möglichen Niederlage zu bewahren und ihn einem entwürdigenden Komödienspiel zu entziehen. Nun ist die zweite Frage die: liebe ich Frau von Tannenberg oder liebe ich sie nicht — Natürlich liebe ich sie! — Weshalb sollte ich sie denn nicht lieben? Im Alter hat man immer ernstere und solidere Gefühle als in der Jugend. Außerdem, wenn ich sie nicht liebte, würde ich sie doch nicht heirathen. Das ist der triftigste Grund von allen. Und, da ich sie heirathe, muß ich sie doch lieben ... Da haben wir gleich die Probe davon. Schlußresultat: ich kann also meinen Neffen ins Vertrauen ziehen. Das war es aber, was ich untersuchen wollte. Nun kommt es vor allen Dingen darauf an, den Windbeutel erst zu finden. Hoffentlich ist er noch im Park; in den Wald mag ihm ein Andrer nachlaufen."

Nachdem er also mit sich geredet, machte er mit einer gewissen Energie Kehrt, trippelte mit kurzen Schritten durch den Salon, schickte den Kammerdiener fort und stellte sich auf der Veranda versuchsweise hinter die Epheuwand.

„Ich glaube, hören kann man hier nicht ein Wort," dachte er, „es ist zu weit ... mit dem Sehen ist es auch eine eigene Geschichte ... die Blätter sind ja zusammengewachsen wie eine Wand ... na, man muß sich behelfen, wie es gehen will."

Dann stieg er die Stufen der Veranda hinab und schritt über den freien Platz dem Gebüsch zu.

„Verdammt warm heute!" pustete er; „was man sich quälen muß, um das zu gewinnen, was Einem eigentlich von Gott- und Rechtswegen gehört. Wo der Junge nur stecken mag! Ich möchte pfeifen oder rufen ... aber das darf ich ja nicht ... das hört meine Angebetete und schöpft natürlich gleich Verdacht ... die Sache muß so unabsichtlich wie möglich gemacht werden ... alle Wetter, das wird heute 'ne Hitze!"

Er war jetzt an das schattige Gebüsch gekommen und schlug einen Schlängelpfad ein, der zum hohen Holz hinabführte.

„Ich glaube, wenn ich jetzt ein Liedchen sänge, um mich bemerkbar zu machen, das könnte nicht schaden," überlegte er, „singen ist ja ein ganz harmloses Vergnügen ... dabei kann kein Mensch eine böse Absicht vermuthen ..."

Der Baron dachte noch darüber nach, welches Lied er wählen sollte, als ein Hund aus dem Gebüsch sprang und ihn freudig anbellte.

„I ... da bist Du ja, Sly," streichelte er ihm den glatten Kopf, „da hält sich Dein Herr auch wohl hier in der Nähe auf?"

Der Hund versetzte seinen Körper in freundliche Schlangenlinien, wedelte mit dem kurzen Schwanz und ging voran, um dem Onkel den Weg zu zeigen.

„Sly! Hier!" tönte da eine Stimme ganz nahebei.

„Aha!" lächelte der Baron, und eine Minute später stand er vor seinem Neffen, der auf einer hölzernen Gartenbank saß.

„Guten Morgen!" sagte er mit etwas kurzathmiger Stimme, indem er sich stöhnend neben dem jungen Mann niederließ; „was, zum Teufel, hast Du denn hier dicht beim Schloß zu schießen und die gnädige Frau zu erschrecken?"

„Ich habe einen Holzschreier erlegt," entgegnete Heinrich, den bunten Vogel hochhebend, der traurig den Kopf hängen ließ; „wenn ich Deine Lancaster-Flinte nicht mitgenommen hätte, würde ich das Verbrechen nicht begangen haben; ich hatte aber bis jetzt noch keinen Schuß gethan und wollte das Gewehr gern probiren. Ausgezeichnete Flinte! Willst Du mir nicht ein Geschenk damit machen?"

„Fällt mir gar nicht ein," lehnte der Baron ab, „außerdem ist jetzt keine Zeit für solche Sachen, sondern es handelt sich um etwas bedeutend Wichtigeres. Du willst mir wohl Alles nehmen? Die Hälfte von Tannenberg's Vermögen hast Du schon, nun soll es auch noch über meine Flinte hergehen. Uebrigens ... Scherz bei Seite ... es ließe sich doch über die Sache reden ... wenn Du das Gewehr so gern haben möchtest ... will ich Dir an meinem Hochzeitstage eine Freude damit machen."

„Hm!" sagte der Neffe, als wenn er durch diese Aussicht gar nicht so sehr angenehm berührt worden wäre, „das wird doch nicht so schnell sein."

„Weshalb nicht?" entgegnete der Baron, „in drei Wochen, wenn Du willst."

„Wenn ich will?"

„Natürlich. Doch höre mich an. Vor kaum einer Viertelstunde machte ich der Frau von Tannenberg einige Vorwürfe über ihre Koketterie ..."

„O ... ist sie denn wirklich so kokett?" unterbrach Heinrich den Onkel.

„So kokett, lieber Junge, daß sie stolz darauf ist, daß sie sich rühmt, niemals einen Mann gefunden zu haben, der ihr widerstanden hätte. Um die Sache kurz zu machen, wir kamen auf Dich zu sprechen, und ich beging die Unvorsichtigkeit ihr zu sagen, daß die Jagd Deine einzige Leidenschaft sei. Darüber lachte sie und hat schließlich mit mir gewettet, daß Du binnen einer Stunde ihr zu Füßen liegen und ihr eine Liebeserklärung machen würdest. Ich soll auf ein verabredetes Zeichen warten, um dem Hallali beizuwohnen."

„So!" sagte Heinrich mit vollkommener äußerer Ruhe.

„Das setzt Dich nicht in Erstaunen?"

„Nein!" schüttelte Jener den Kopf.

„Aber ich hoffe, daß Du Dich nicht wirst in der Schlinge fangen lassen."

„Und weshalb das?"

„Nun ... das ist doch sehr einfach ... weil ich Dich für unfähig halte, Deinem alten Onkel einen solchen Streich zu spielen. Ich habe bis jetzt immer geglaubt, daß Du einen guten Charakter hättest. Außerdem bist Du ja bei der Sache auch interessirt. Wenn ich meine Wette gewinne, heirathe ich in drei Wochen Frau von Tannenberg, und Du bekommst meine Lancaster-Flinte, während, im Fall ich verliere, Du noch drei Monate darauf warten mußt."

Der junge Mann lachte.

„Nun Du mich von dem Handel in Kenntniß gesetzt hast," sagte er, „ist es doch eine wahre Kleinigkeit, die Wette zu gewinnen. Binnen einer Stunde soll ich also zu ihren Füßen liegen. Allerliebst! Ich will ein Paroli darauf biegen und biete Ihnen, theurer Onkel, eine andere Wette, daß wenn ich ein Knie vor ihr beuge und ihr meine Liebe gestehe, sie sich durch die Erklärung beglückt fühlen und Ihnen kein Zeichen geben wird, dem Hallali beizuwohnen."

„Na! Na!" machte der Baron; „wenn Du das fertig bekämst, würde ich Dich für einen Zauberkünstler halten und mich von Herzen freuen, daß sie eine wohlverdiente Lection erhalten hätte ... aber Du überschätzest Deine Kräfte, mein armer Junge; Du wirst schlechte Geschäfte machen."

„Wollen Sie Ihre Lancaster-Flinte gegen meinen englischen Pointer wetten?"

„Ach, was soll ich denn mit Deinem englischen Pointer?"

„Mein Gott, Sie haben doch keinen solchen Hund!"

„Meinetwegen denn!"

„Also, wenn ich gewinne, bekomme ich die Lancaster-Flinte, und Sie heirathen in drei Wochen Frau von Tannenberg."

„Ganz recht, und wenn Du verlierst, muß ich noch drei Monate warten und tröste mich mit Deinem englischen Pointer ... eigentlich wäre es mir aber am liebsten, wenn ich beide Wetten gewönne, dann bekäme ich die Frau in drei Wochen und den Pointer gleich."

„Wer wird so unbescheiden sein, lieber Onkel!"

Dieser schien sich die Angelegenheit noch genauer zu durchdenken.

„Höre mal," sagte er dann, „wenn Du merkst, daß Frau von Tannenberg Deiner Beredsamkeit kein Gehör schenkt, wirst Du doch die Sache nicht unnütz weiter treiben und ihr noch zu Füßen fallen, blos damit ich meine Wette verliere."

„Gewiß nicht, lieber Onkel!"

„Dann hättest Du ja übrigens auch selber verloren," hob dieser lächelnd den rechten Zeigefinger.

„Natürlich, lieber Onkel."

„In diesem Fall gewönne ich also beide Wetten. So wird es auch höchstwahrscheinlich kommen. Na, nun weißt Du von Allem Bescheid; jetzt wollen wir uns auf unser Terrain begeben ... sperre aber erst den Köter ein, damit er nicht etwa störend in den Gang der Handlung eingreift ... den todten Vogel brauchst Du auch nicht mit zu nehmen ... Gott, was ist das für 'ne Hitze! — Komm, Sly, in einer Stunde gehörst Du mir, dann brauchst Du nicht so viel auf die Jagd zu gehen und kannst Dir häusliche Tugenden angewöhnen ... na, will er wohl gleich zurückbleiben!"

Unter diesem Geplauder war man aufgestanden und hatte den Rückweg nach dem Schlosse zu angetreten.

Heinrich sperrte den Hund ein, übergab den Vogel dem Kammerdiener, der im Park flanirte, legte Flinte und Jagdtasche ab, und dann stiegen Onkel und Neffe wieder die Stufen zur Veranda empor.

„Mache ein unbefangenes Gesicht," stieß ersterer den letzteren an, „ich habe ihren Kopf hinter dem Rouleau gesehen ... sie beobachtet uns."

„Na, adieu!" sagte er dann sehr laut, „auf Wiedersehen ... ich will mir noch ein bischen die Füße vertreten ... es ist so angenehme Luft draußen."

Damit stieg er die Stufen der Veranda wieder hinab, während Heinrich durch das Vorzimmer in den Salon sich begab.

Er hatte hier vielleicht zehn Minuten gewartet, als die Thür aufging, und Frau von Tannenberg in einem reizenden Morgen-Negligé eintrat.

„Ah!" sagte sie, mit gut gespielter Ueberraschung, „Sie hier, lieber Baron? War denn Niemand im Vorzimmer, Sie anzumelden?"

Der junge Mann verneinte und warf dann einen verstohlenen Blick nach der Stutzuhr, die auf einer Console über dem Sopha stand.

„Aber, wie kommt denn das?" fuhr die schöne Wittwe fort, „an einem so schönen Morgen sind Sie nicht auf der Jagd?"

„Ich habe bereits einen Vogel geschossen, gnädige Frau ... aber wenn Sie wünschen, daß ich mich wieder entferne ..."

„Weshalb sollte ich das?" setzte sich Jene in reizender Attitude auf einen Fauteuil, indem sie Heinrich ebenfalls zum Platznehmen einlud, was dieser jedoch unbeachtet ließ; „habe ich Ihnen jemals gezeigt, daß Ihre Gegenwart mir unangenehm sei?"

„Das nicht, gnädige Frau, aber ich fühle selbst, daß mein Platz nicht an Ihrer Seite ist. Ich bin auf dem Lande geboren und erzogen, kenne wenig von den Gebräuchen und dem Ton der feinen Gesellschaft ... liebe nur die Jagd und meine Hunde ... was kann ich anderes für Sie sein, als ein Gegenstand, über den man die Achseln zuckt und lächelt."

„Sie glauben also, daß ich nur auf die Außenseite sehe?" lächelte das junge Weib.

Heinrich antwortete nicht, aber er sagte sich, daß der Angriff jetzt beginne, und daß er auf seiner Huth sein müsse.

Frau von Tannenberg beobachtete ihn verstohlen mit aufmerksamen Blicken.

Es entstand eine Pause in der eben begonnenen Unterhaltung.

Schon während des Verlaufs derselben hatten sich die Blätter der dichten Epheuwand zu wiederholten Malen bewegt, als wenn sie von einem leisen Windhauch bewegt würden. Jetzt blickte aber der neugierige Kopf des Onkel Wiesenthal hinter dem dunkelgrünen Schirm hervor, als wenn er besser sehen und hören wollte. Er wandte erst das rechte, dann das linke Ohr nach den handelnden Personen hin und machte dann ein Gesicht, als wenn er ungewiß darüber sei, ob sie redeten oder ob sie nicht redeten.

Gallerie schöner Frauen.

Von
F. von Hohenhausen.
(Mit Titelvignette und Porträt von P. Grot'Johann.)

II.
Die Herzogin von Longueville.

Da in dem ersten Aufsatz unter diesem Titel die berühmten Schönheiten des Hôtel Rambouillet erwähnt worden sind, so darf es nicht unterlassen werden, eine der bedeutendsten derselben, die Herzogin von Longueville, hier ebenfalls zu schildern. Sie überstrahlte noch bei weitem Julie d'Angennes, ihre Freundin und Nebenbuhlerin um die Ehren des blauen Salons im Hôtel Rambouillet. Ihre Rolle in der Welt wurde sogar eine historisch-politische von großer Bedeutung. In der Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts ist ihr Name mehr genannt worden, als der irgend einer andern Dame, die Königin Anna von Oesterreich selbst nicht ausgenommen.

Auf die Schönheit der Herzogin von Longueville sind fast ebenso viele Verse gemacht worden als in „Juliens Guirlande" enthalten waren, und es ist wohl unzweifelhaft, daß sie eine viel glänzendere Schönheit besaß, als die Tochter des Hôtel Rambouillet. Einer der geistreichsten Poeten desselben schilderte die Reize der Herzogin von Longueville folgendermaßen:

De perles, d'astres et de fleurs,
Princesse, le ciel fit tes couleurs,
Et mit dedans tout ce mélange,
L'esprit d'un ange!

Aus Perlen, Sternen und Blumen mischte der Himmel,
O Fürstin, deine Farben und setzte den Geist eines Engels dazwischen.

In Prosa wurde sie von Zeitgenossen nicht minder vortheilhaft geschildert; sie war hoch und schlank gewachsen, ihre Glieder waren fein, aber gerundet. Ihre Augen waren vom strahlendsten Blau, ihre Haare vom glänzendsten Blond; sie trug so durchsichtige Locken, daß sie wie ein goldener Nebel ihr rosiges Antlitz umgaben. Ihre Haltung war wahrhaft königlich, sie besaß vollkommen „le grand air", was die Franzosen bei vornehmen Damen so nothwendig finden. Ihre Stimme klang wie Musik, und ihre Worte waren stets geistvoll, was leider nicht immer bei berühmten Schönheiten der Fall ist!

In ihrer ersten Jugend besaß sie noch einen ganz besondern Zauber, sie trug den Ausdruck kindlicher Frömmigkeit auf der weißen Stirn und zeigte liebliche Scheu vor den Freuden des Weltlebens. Sie bat ihre fürstlichen Eltern ihr zu gestatten, ins Kloster zu gehen, noch ehe sie die Welt kennen gelernt hatte. Aber die Prinzessin Bourbon-Condé, eine geborene Prinzessin von Montmorency, ihre Mutter, war eine sehr stolze Frau und hegte hochfliegende Pläne für ihre schöne Tochter. Sie selbst hatte einst am Hofe Heinrich des Vierten geglänzt, sie war sogar von dem galanten Könige sehr ausgezeichnet worden, und als ihr eifersüchtiger Gemahl in Folge dessen seinen Zorn nicht mäßigen konnte, wurde er im Schlosse zu Vincennes gefangen gehalten, um die Beleidigungen seines Souverains abzubüßen.

Seine schöne Gemahlin bewies ihm ihre Liebe und Treue am besten dadurch, daß sie ihm in die Verbannung folgte. Im Gefängniß wurde auch die berühmte Schönheit, ihre Tochter Anna Genoveva geboren, die als Heldin dieser Skizze näher betrachtet werden soll. Die Familie Bourbon-Conde war sehr ehrgeizig und glaubte sich durch ihre Verwandtschaft mit dem Königshause zu den höchsten Ehren berechtigt. Ein regierender Fürst wäre für die Prinzessin ein willkommner Freier gewesen. In Ermangelung eines solchen wurde der Herzog von Longueville für sie bestimmt, der wenigstens souverain in dem kleinen Fürstenthum Neufchâtel war.

Die schöne Herzogin von Longueville dachte im Glanze des Weltlebens nicht mehr daran, den Schleier zu nehmen, jedoch behielt sie stets eine geheime Sympathie für das Kloster und unterhielt mit den Nonnen aus ihrer Jugendzeit eine innige Freundschaft. Salon und Kloster standen in jener Zeit überhaupt in so enger Wechselbeziehung wie Ursache und Wirkung; wer im ersteren gesündigt hatte, büßte im letztern.

Die ersten Jahre der Ehe waren für die Herzogin von Longueville voll schwerer Prüfungen, sie hatte ihren Gemahl nie geliebt und nur aus Gehorsam gegen ihre ehrgeizigen Eltern gewählt. Er war ihr keineswegs dankbar dafür, denn obwohl alt und häßlich, huldigte er der Herzogin von Montbazon, einer berüchtigten Kokette der damaligen Zeit, ganz offenkundig. Ja er schützte seine Gemahlin nicht einmal gegen die Ausfälle des Hasses und des Neides seiner Geliebten. Die Herzogin von Montbazon konnte es nämlich nicht ertragen, daß die Herzogin von Longueville als berühmte Schönheit und tugendhafte Frau gefeiert wurde; sie ersann eine Intrigue über die andere, um ihr zu schaden. Zuletzt gelang es ihr ein Duell anzustiften zwischen zwei jungen Cavalieren, welche die junge Herzogin glühend verehrten. Der Ausgang des Zweikampfs war tödtlich für den einen, Moritz von Coligny, und wurde so viel besprochen, daß allerdings der Ruf der Herzogin von Longueville dadurch angetastet werden mußte, obwohl sie völlig unschuldig an dem Duell gewesen war.

Die Lästerzungen wagten sich jedoch nicht lange ungestraft hervor, denn der große Feldherr Condé trat als Beschützer seiner Schwester, der Herzogin von Longueville auf; er hatte damals grade seine ersten berühmten Schlachten gewonnen, Rocroy und Sens, war der Liebling des Volkes, der Stolz des Hofes und wurde allgemein ebenso gefürchtet als geliebt. Auch verließ der Herzog von Longueville auf einige Zeit Frankreich und begab sich mit seiner Gemahlin nach Münster zum Abschluß des westfälischen Friedens. Die schöne Frau spielte dort eine einflußreiche politische Rolle, man nannte sie zwar den „Friedensengel", aber es ist erwiesen, daß sie eigentlich mehr Lust hatte, eine Kriegsgöttin zu werden. Ihr reizendes blondlockiges Köpfchen von Van Hull gemalt, lächelt noch jetzt zwischen den ernsthaften Gesandten des westfälischen Congresses im Friedenssaal zu Münster; wenn man es betrachtet, begreift man wohl, daß diese Frau die Herzen der Helden der Fronde wie Handschuhe umdrehen und regieren konnte. Der Marschall Turenne, der große Condé, die Herzöge von Larochefoucauld und von Nemours gehorchten ihr fast blindlings in dem Kriege der Frondeurs, in welchem Adel und Volk gemeinschaftlich den Thron Frankreichs erschütterten. Sie bereute später, dabei mitgewirkt zu haben, ging in das berühmte Kloster Portroyal und starb 1679.*)

„Klein-Eva."

Skizze von **Villamaria** zu dem Bilde „Nichts für Pluto" von Crola.

„Nein, wie böse das von der Eva war, dem lieben Gott so ungehorsam zu sein! Und darum ist nun der schöne Paradiesgarten verschlossen, und Keiner findet ihn mehr — die böse Eva! — Aber ich hätte es nicht so gemacht — nein, wirklich nicht, Tante Luise, Du brauchst mich gar nicht so anzusehn! Ich hätte die schönen Aepfel angesehen — ja das hätte ich, und sie auch vielleicht angefaßt — aber gegessen — nein, Tante Luise, das hätte ich nicht, ganz gewiß nicht!"

„Meine kleine Lili, denk' zurück an Mamas Geburtstagstorte — es ist noch gar nicht so lange her! Wer naschte doch den candirten Pfirsich, der mitten darauf lag?"

„O, Tante Luise, das war doch ganz etwas Anderes!" vertheidigte sich Lili, „das war kein Paradiesapfel, und der liebe Gott hatte es mir doch nicht verboten — blos die alte Kinderfrau!"

„So, sieh einmal!" sagte Tante Luise, „Du bist ja ein perfecter Jurist! Verbot ist Verbot, und Du wußtest auch ohne das, daß die Torte ein Geschenk für Mama war, also nicht Dir gehörte und Du kennst doch das siebente Gebot, das Eva nicht einmal kannte!"

Gegen diese Beweisführung wußte Lili Nichts einzuwenden, sie schwieg daher — die beste Antwort, wenn man Nichts Gescheidtes zu sagen weiß — und da die Unterrichtsstunde beendet war, hob sie den Hampelmann vom Boden auf, rief Pluto, die große Dogge, und lief in den Garten.

Es war kein Paradiesgarten, dessen Schönheiten die böse Stammmutter der braven Lili für ewige Zeiten verschlossen hatte — keine Ströme rauschten hier, nicht Löwe noch Parder ruhten im Schatten der Gebüsche friedlich neben Lamm und Widder, selbst die Bäume trugen nicht einmal die verhängnißvollen Aepfel — denn es war um die Zeit der Maienblüthe.

Mißmuthig wandelte Lili durch die sauber geharkten Kieswege und schlug Pluto, der sich zu nah an ihr weißes Kleidchen drängte, verdrießlich mit dem hölzernen Hampelmann auf den Rücken — da klang die Thür, die aus dem Wohnzimmer in den Gartensalon führte, und Lili wandte sich um und blickte zurück.

Die alte Kinderfrau stand an dem kleinen Tisch und setzte eben ein Präsentirbrett mit irgend einem Leckerbissen darauf ..... was mochte es nur sein?

Die kleine, enthaltsame Lili, die gar nicht genäschig war, die den verbotenen Apfel nur angesehen, kaum angerührt hätte, mußte es wissen.

Flink lief sie die Allee wieder zurück, daß Pluto sich in Galop setzen mußte, und die hölzernen Glieder des Hampelmanns klappernd hin und her schlugen, und erreichte die Glasthür des Gartenzimmers, grade als die alte Kinderfrau es durch die entgegengesetzte Thür verlassen wollte; sie wandte sich um, als sie den Schritt der Kleinen hörte, und beobachtete, wie diese mit neugierigen Augen an den Tisch trat.

„Das ist für Mama zum Frühstück bestimmt, Lili," sagte sie, auf die beiden Biscuitstangen und die Platte mit den eingemachten Kirschen deutend, „Onkel Doctor hat Mama verordnet, alle Tage Compot zu essen — Du wirst hoffentlich sie nicht anrühren!"

Lili warf ihr einen bitterbösen Blick zu; sie waren keine guten Freunde mehr seit jenem ominösen Vorfall an Mamas Geburtstag, an welchem die Alte sie tüchtig auf die Fingerchen geklopft und dann noch für den ganzen Nachmittag in die Ecke gestellt hatte, während sie dem Brüderchen süßen Wein und Kuchen brachte.

„Das brauchst Du mir gar nicht zu sagen, Kinderfrau," sagte sie trotzig, „ich nasche nicht!"

„So, Du braves Kind?" sagte die Alte ungerührt, „ja, ja, wir kennen unsere Lili!"

Damit warf sie noch einen prüfenden Blick auf den Teller mit dem Compot und verließ dann das Zimmer.

Lili war nun allein mit den Kirschen und ihren tugendhaften Vorsätzen! Sie kletterte auf den Sessel, den die Kinderfrau für die Mama an den Tisch gestellt, ließ den Hampelmann achtlos zur Erde gleiten und schob den Teller mit dem Eingemachten von sich fort an das äußerste Ende des Präsentirbrettes — so saß sie still wie in der Kirche, faltete die Hände und dachte jedenfalls an Mutter Eva, die gewiß in keiner schlimmeren Versuchung gewesen war, als jetzt die kleine Lili — nur daß diese rein und tadellos daraus hervorgehen würde — ja, ja, Tante Luise sollte sich verwundern!

Da kam Pluto, der unterdeß auf der sonnenbeschienenen Thürschwelle gelegen, ins Zimmer und ließ sich an der andern

---

„Das ist ein verdammter Platz hier!" dachte er, „ich werde mich ein bischen näher heranmachen."

Damit brachte er seine ganze Figur hinter dem Schirm zum Vorschein und schlich dann wie auf Eiern gehend und mit den Armen balancirend wie ein Seiltänzer durch das Vorzimmer hinter einen großen Stehspiegel in dem Salon selbst.

Kaum war er sicher in seinem neuen Versteck angelangt, als Frau von Tannenberg sich umsah.

„Raschelte da nicht Etwas?" fragte sie.

„Ich habe Nichts gehört," entgegnete Heinrich.

Der Onkel drückte die Arme an den Leib, um sich schmaler zu machen, und zog einen Fuß in die Höhe. Glücklicherweise wurde er aber nicht bemerkt.

„Sie sind also ein großer Jagdfreund?" begann endlich die junge Wittwe wieder die Unterhaltung.

„Ein leidenschaftlicher, gnädige Frau!"

„Welches Vergnügen empfinden Sie eigentlich dabei?"

„Immer dasselbe, gnädige Frau, und doch stets wieder ein neues. Die Sonnenstrahlen, die durch die Zweige zittern, die Stimme des suchenden Hundes im verschwiegenen Dickicht, die bange Erwartung in der eigenen Brust, das Alles zusammengenommen verursacht eine fast kindliche Freude. Das ist für mich eine immer junge und neue Leidenschaft, ohne Irrthümer und Enttäuschungen."

„Sie kennen also auch Leidenschaften mit Enttäuschungen?" rückte die Dame ihrem Ziele näher.

„Welchem Manne sollten Die unbekannt geblieben sein?" zuckte Heinrich die Achseln.

Der Baron hinter dem Spiegel spitzte die Ohren und horchte mit angehaltenem Athem.

„Ihr Onkel behauptet, daß Sie ein Herz von Stein hätten."

„O, gnädige Frau!" lächelte der Neffe auf fast wehmüthige Weise.

„Nun geht's los!" wollte sich der Baron die Hände reiben, er unterließ es aber wieder, weil er befürchtete, daß er Geräusch machen könnte.

(Schluß folgt.)

---

*) Anm. Man vergl. „Berühmte Liebespaare" (Braunschweig, Westermann) Seite 1—15: Die Herzogin von Longueville und der Herzog von Larochefoucauld.

Seite des Tisches nieder, sogleich mit häßlicher, feuchter Nase Mamas Frühstück beschnüffelnd. Lili fuhr auf: „Nichts für Pluto!“ rief sie ängstlich, zog hastig den Teller wieder an sich und breitete schützend die Linke darüber, während sie mit der Rechten den Löffel ergriff, etwaigen ferneren Angriffen energisch zu begegnen.

— sie kannte sie ganz genau und hatte überdies dabei gestanden, als die Kinderfrau sie einkochte.

„Mehr Zucker, Kinderfrau,“ hatte sie damals gesagt, „mehr Zucker mußt Du nehmen, sie werden sonst nicht süß!“ Und die alte Kinderfrau hatte geantwortet: „Schweig, Naseweiß, was verstehst Du davon!“

Der Löffel fuhr hinein, viel tiefer, als sie gewollt, und als sie ihn zurückzog, lagen sechs Kirschen darauf.

„Es ist unanständig Etwas zurückzuthun, was man schon im Löffel hat!“ hatte Tante Luise so oft zu ihr gesagt — zum Glück fiel es ihr jetzt ein.

Sie sah noch einen Augenblick auf die schönen Kirschen

Nichts für Pluto!

Nach seinem Gemälde gezeichnet von Hugo Crola.

Der Hund fuhr mit der Nase zurück und saß dann gravitätisch da, die Augen unverwandt auf den Teller gerichtet. Lili hatte die Gefahr abgewandt und behielt nun das Compot dicht vor sich, damit Pluto nicht wieder daran schnüffle; sie sah aufmerksam auf die Kirschen nieder und begann sie zu zählen — aber es waren ihrer zu viele — nach dem ersten Dutzend verwirrte sie sich. Es waren die schönsten Kirschen des Gartens, von dem Bäumchen vor Mamas Schlafzimmer

So sagte sie immer, und Lili verstand es doch ganz gut; sie wußte jetzt ganz gewiß, daß sie zu sauer seien, ganz gewiß zu sauer — sie hätte darauf wetten können! Nur von dem Saft wollte sie ein ganz klein bischen kosten, um sich zu überzeugen ..... die Rechte mit dem Löffel senkte sich zögernd ..... das war doch gewiß nicht genascht, wenn sie die Spitze des Löffels ein wenig in den Kirschsaft tauchte?....

nieder und schaute dann zu Pluto hinüber, der begierig auf ihr kleines Händchen blickte. „Nichts für Pluto!“ sagte sie dann noch einmal, als wollte sie sich vor ihm rechtfertigen, und im nächsten Moment verschwanden die Kirschen hinter den rosigen Lippen. „O wie köstlich! Nein, die Kinderfrau hat doch nicht zu wenig Zucker genommen!“

Nur noch einmal wollte sie kosten — es war soviel Compot, daß Mama den kleinen Raub nicht bemerken würde.

Wieder senkte sich der Löffel in die Kirschen und schlüpfte gefüllt zurück in den kleinen Mund — nun schon zum dritten Mal — und dann war Kinderfrau und Tante Luise, Paradies und Mutter Eva vergessen, und Löffel um Löffel wanderten in das naschige Mündchen — bis der Teller leer war.

Jetzt aber, nachdem die Begierde gestillt war, kam das Nachdenken und mit ihm Schreck und Angst; da ward im Nebenzimmer ein Schritt vernehmbar — es war gewiß Mama, die zum Frühstück kam — im nächsten Augenblick mußte sie eintreten — o Himmel!

Mit der Rechten schob Lili eilig den leeren Teller dicht vor Pluto's Nase, mit der Linken aber wischte sie geschwind das Mündchen, damit kein Spürchen ihre That verrathe; dann faltete sie wieder fromm die Hände und blickte mit ängstlicher Spannung nach der Thür, während Pluto — den Verrath seiner Freundin nicht ahnend — den großen Kopf seitwärts auf den Teller neigte und behaglich die letzten süßen Tropfen aufleckte.

Die Thür ging auf, und nicht die Mama, sondern Tante Luise trat in das Zimmer; sie kam an den Tisch, sah den leeren Teller, von dem Pluto fast die Glasur herunter leckte, sah Lili's ängstliches Gesicht und ihre unschuldig gefalteten Hände — und wußte Alles.

Ein langer strenger Blick fiel auf die Gestalt der Kleinen, die nur noch mit Mühe das Weinen zurückhielt und mit verzweifelter Anstrengung die Augen groß auf das Gesicht der Tante geheftet hielt.

„Lili, wer hat Mamas Kirschen gegessen?"

„Plu—to!" sagte Lili zögernd.

„Pluto?" fragte die Tante, während es leicht um ihre Mundwinkel zuckte.

„Ja, Tante Luise — Pluto; er ist immer so häßlich! Ich sagte: Nichts für Pluto, aber er hörte nicht und fraß Mamas Kirschen auf."

„Das ist ja ein ganz merkwürdiger Hund, der Obst frißt!"

Tante Luise machte eine Pause, um Lili Zeit zu reuigem Bekenntniß zu lassen, aber Lili rührte sich nicht. — „Du lügst doch nicht, Lili?" fuhr sie dann fort, „dann wärest Du ja noch schlimmer, als Eva, die Du vorhin so sehr tadeltest...."

„Nein, Tante Luise, ich lüge nicht!"

„Also Pluto hat die Kirschen wirklich gegessen und Du aßest keine einzige — besinne Dich, Lili, keine einzige?"

„Keine einzige, Tante Luise!" stotterte Lili, indem ein verrätherisches Roth ihr über Gesicht und Hals flog.

„Komm einmal her, Lili!" sagte die Tante langsam. Das Kind glitt ängstlich vom Sessel herab und näherte sich mit kleinen Schritten der Tante — was würde nun kommen?

Tante Luise ergriff schweigend ihre Hand und führte sie vor den großen Trümeau an der andern Seite des Zimmers.

„Sieh hinein, Lili!" befahl sie ernst.

Die Kleine schaute erwartungsvoll in den Spiegel — o Himmel, was sah sie da!

Bei der hastigen Mahlzeit hatte sie nicht beachtet, daß von dem übervollen Löffel ein verrätherisches Kirschchen herabgeglitten und auf ihr Kinn gefallen war, in dessen Grübchen es mit seinem klebrigen Saft hängen geblieben war — — — sie schrie laut auf, als sie diesen Beweis ihrer Schuld erschaute und wollte sich mit heißen Thränen an die Brust der Tante werfen — aber jetzt kam die Reue zu spät.

„Du böses, böses Kind!" sagte Tante Luise, ernst die kleine Sünderin zurückweisend, „naschen, lügen und einen Unschuldigen verdächtigen — — — welche Strafe soll ich Dir ertheilen, die streng genug für solche Vergehen ist? — Stelle Dich dort in die Ecke und von heut an soll Dich Jeder im Hause ‚Klein-Eva' nennen, bis Du genügend dargethan, daß Du Deine Fehler überwunden hast und werth bist, wieder ‚die brave kleine Lili' zu heißen." —

Eine Schulprüfung.

Der üblichen Einladung zur Arbeitsausstellung und Prüfung der Frauenarbeitsschule in Reutlingen, welche am 20. December vorigen Jahres damit einen halbjährigen Hauptcurs beendigte, leistete ich in regem Interesse für den Fortschritt auf dem Gebiete weiblichen Wirkens gern Folge und schloß mich dem Frauencomité und den anwesenden Herren des Curatoriums erwartungsvoll als Zuhörerin an.

Die mit Zeichnungen und Malereien geschmückten Wände sagten uns alsbald, daß wir es nicht mit gewöhnlichem Näh- und Strickunterrichte nach früherer Schablone zu thun haben würden, sondern daß eine Stufe des Fortschrittes hier bereits erstiegen sei.

Auf zahlreichen Tischen lagen die sichtbaren Beweise von Fleiß und Geschicklichkeit mit vielem Geschmack für das Auge wohlgefällig zusammengestellt; ein Theil der jugendlichen Verfertigerinnen von all dem Schönen und Nützlichen hatte sich bereits um die Lehrerin des Weißnähens versammelt, und ihnen mag sich unsere Aufmerksamkeit nun zuwenden, denn sehen wir die klaren Säume, die runden Nähtchen an dem verschiedenen Linnen vor uns, so hören wir nun mit desto mehr Interesse, auf welche Weise diese nützlichen Gegenstände auch hergestellt werden, und freuen uns aus Frag und Antwort, welche Lehrerin und Schülerin gleich sehr zur Ehre gereichen, zu vernehmen, wie eifriges Nachdenken auch auf diesem Gebiet ein sicheres System aufbauen kann; in besonderen Unterrichtsstunden haben die Schülerinnen sich im Zeichnen und Schnitt des Weißzeugs zu üben und nach festen Anhaltspunkten aus Packpapier die Bekleidungsstücke auszuschneiden, dabei finden Besprechungen zwischen Lehrerinnen und Schülerinnen über Berechnung des Stoffes und des Maßes statt, welche Sicherheit und Uebung ungemein fördern. Schon erblicken wir aber auch im Geiste in all den blühenden jugendlichen Erscheinungen wirthschaftliche Hausfrauen, besonders als wir noch in einem Mustersleck mit kunstvollen Flickstichen und gezogenen Strumpfmaschen den Stolz einer echten Frau gewahr wurden; unsere zukunftsfrohe Erwartung konnte beim Eintritt in den nun geöffneten Maschinensaal nur noch mehr bestärkt werden, denn da sitzen sie wieder vor ihren Maschinen und wissen uns genau zu sagen, wie dieselben behandelt, auseinandergenommen und wieder zusammengefügt, wie die verschiedenen Apparate eingesetzt und gehandhabt werden, kurz, man sieht die Mädchen arbeiten mit Verständniß und Nachdenken. Nun soll aber auch das Maß eines Herrenhemdes genommen, aufgeschrieben, sollen seine Verhältnisse gezeichnet werden, schnell ist es geschehen, und wir glauben annehmen zu dürfen, daß es nach seiner Vollendung auch gut sitzen werde, was unsere Herren stets sehr zu würdigen verstehen.

Wohl hätten wir des Nützlichen wieder viel zu hören, was die Lehrerin über den Schnitt von feinen Negligéartikeln zu fragen beflissen ist, aber unsere Augen schweifen unaufhörlich hinüber zu den Ausstellungstischen und beeinträchtigen die eigene Aufmerksamkeit, denn dort liegen allerliebste Sachen und Sächelchen für große und kleine Leute so niedlich parat, daß wir nicht umhin können, jetzt näher zu treten und wahrzunehmen, wie Stickerei und Faltenverzierung der freien Phantasie einen solchen Spielraum gewähren, daß der Mannichfaltigkeit der Gegenstände und Verzierungen kein Ende ist. Man weiß nicht, soll man den geschickten Menschenhänden oder der unermüdlich sich verbessernden Nähmaschine und ihrem Erfinder mehr Bewunderung zollen. Auf ein gegebenes Zeichen von Seiten der Lehrerin setzte sich das Rad einer jeden Maschine in Bewegung, was ein vierzigfaches Getöse zu bedeuten hatte, wir konnten bei jeder Schülerin wieder eine andere Arbeit vollbringen sehen, und war es besonders das Faltennähen, was mich ganz ausnehmend ansprach — während nämlich der Fuß die Bewegung des Rades hervorbringt, schiebt sich der geknifte Stoff auf der Maschine selbst vorwärts, und die beiden Hände sind frei, um eine zweite Falte auf einem an der Maschine angebrachten Kissen vorzubereiten.

Das Geräusch der schnurrenden Räder führte meine Gedanken unwillkürlich zu dem Spinnrad zurück, welches die moderne Industrie längst auf die Bodenkammer verwiesen hat; ob wohl unsere Groß- und Urgroßmütter an ihrem Spinnrocken eine Ahnung von dieser späteren Zeit gehabt haben? — ich glaube nicht, doch Eins hatten sie damals voraus — sie lernten früher aus, als wir, ich glaube, ich werde es heute nimmermehr, denn schon steht die Lehrerin des Kleidermachens mit der Kreide an der Wandtafel, um durch eine Schülerin den Taillenschnitt ihren Prüfungsgästen zu veranschaulichen; ich gestehe, mir ging die Sache zu rasch, um als Laie die Regeln zu begreifen, welche aus einem einfachen Linienquadrat die Zeichnung einer fix und fertigen Schoßtaille hervorzaubern, werde aber nicht ermangeln, bis zur nächsten Prüfung im Juli 1874 das Lehrbuch der Lehrerin Pauline Maier, welches sie hier im Selbstverlage hat erscheinen lassen, gründlich zu studiren und verspreche daher in meinem nächsten Berichte den geehrten Leserinnen eine genauere Schilderung.

„Das liebe Weihnachtsfest ist nahe!" riefen uns jetzt die bunten Stickereien zu, welche demnächst unter flimmerndem Christbaume ihren feierlichen Einzug als mehr oder minder nützlich in das Haus feiern werden; immerhin aber, ob brauch- oder unbrauchbar, sie werden ihrem Zweck entsprechen und Freude bereiten. Doch wir haben zu hören und nicht nur zu sehen, und die vielerlei Spitzenstiche uns erklären und das Warum und Wie von mancher Kunstarbeit uns begründen zu lassen, denn auch in diesem Unterrichte findet die schon erwähnte praktische Mittheilung der Lehrerin an die Schülerin statt. Daß den Stickereien meistens eigene Composition zu Grunde liegt, beweisen uns die Zeichnungen, welche auch hier rings die Wände zieren, und das ist es, was in unseren Augen den Werth selbst der einfachsten Arbeit erhöht; nirgends aber zeigt sich auch der Vortheil des Zeichnens und Malens deutlicher, und wir bezweifeln, ob die Zusammenstellung der Farben, namentlich bei der Plattstickerei, so gelungen wäre, wenn nicht Formen- und Farbensinn in so ersprießlicher Weise in den Schülerinnen geübt und gepflegt würden. Bei welcher weiblichen Handarbeit ist überhaupt das Zeichnen zu entbehren, wenn man dieselbe auf eine höhere Stufe befördern will; lange genug war sie in mechanischem Bann, aus dem sie sich durch solche Schulen selbst zu erlösen gedenkt; doch ich darf mich nicht in Betrachtungen, seien sie auch noch so gerecht, verlieren, sondern habe mich unserer fünften Arbeitslehrerin zuzuwenden, welche ausgerüstet mit einem Brett, aus welchem nach der Form einer Zeichnung zahlreiche Stifte hervorragen, uns erwartet, um die Rahmen- und Knüpfarbeit ihren Besuchern zu veranschaulichen; sie wählt ein intelligent aussehendes junges Mädchen dazu, dasselbe, taubstumm, kam in die Frauenarbeitsschule nach Reutlingen, um sich einen Beruf für das Leben zu wählen — schnell windet sie die bunten Wollfäden um die Stifte und näht dann mit einer gebogenen Nadel ebenso rasch darüber hinweg, um ein lichtes, netzartiges Gewebe vor unseren Blicken entstehen zu lassen. Die Ausstellung zeigt uns an ähnlichen Gegenständen, wie sich solch ein Gewebe fertig ausnimmt, und wir wissen, welche beliebte Handelsartikel diese hübschen Arbeiten namentlich in unserer Stadt sind, von wo aus sie die Kaufleute in alle Weltgegenden versenden; darum erlernen aber auch dieses Fach die meisten Schülerinnen des späteren Erwerbes willen, weil zur Hausindustrie sich nicht leicht eine Arbeit besser eignet, sie ist es, welche bei uns die größten Summen in Umlauf setzt, und der überall sichtbare Familienwohlstand gereicht hier großentheils der Frau zur Ehre.

Die Lehrerinnen sind durch die hiesige Industrie vorgebildet worden, sie vermitteln die stete Verbindung zwischen ihr und der Schule, was beiderseitig zu einem regen Wetteifer Anlaß gibt, den die vorigjährige Winter-Ausstellung aufs neue bekundeten.

Weitere Räume laden uns noch zur Besichtigung der Skizzen und Malereien der Schülerinnen ein, welche sich ausschließlich der Kunst zu widmen gedenken; sinnig hat eine dankbare Schülerin auch das Bild eines verdienstvollen Lehrers der Schule, der allzufrühe von der Stätte seines Wirkens abgerufen wurde, für den heutigen Tag mit Lorbeer umkränzt, eine leise Mahnung auch für uns, dankbar Dessen zu gedenken, der diese segensreiche Schöpfung mit ins Leben gerufen hat. . . . . .

Während wir noch in wehmuthsvoller Betrachtung vor dem Bilde stehen, zieht die junge Mädchenschaar, anmuthig ihre Mappen an der Hand, in ihren uniformen weißen Schürzen an uns vorüber, und wir folgen ihnen in den unteren Saal, wo sie bereits ihre gewohnten Plätze an den Schultischen eingenommen hatten und mit uns dem einleitenden Vortrage des Lehrers der Buchführung lauschten, welcher den Werth einer geordneten Buchhaltung für den geschäftlichen und häuslichen Beruf in warmen Worten betonte. Als derselbe allmälig zum Unterrichte überging und Fragen einschaltete, war ich manchmal froh, nicht auf der Schulbank zu sitzen, denn die Berechnung des neuen Maßes und Gewichtes ist der jüngeren Generation geläufiger, als uns erfahrenen Leuten, und gar wohl hätte es mir nebenbei widerfahren können, einen Eintrag ins Cassabuch statt in den Conto zu verzeichnen, oder noch schlimmer einen falschen Wechsel zu unterschreiben, doch nein, davor hätte ich mich doch zu hüten gewußt!

Als die Anlage eines richtigen Haushaltbuches vorkam, fühlten auch wir uns wieder auf heimischerem Boden und stimmten aus ganzer Ueberzeugung dem Grundsatz bei, daß demselben in jeder geordneten Familie der Platz neben dem Gebetbuch anzuweisen sei.

„Soll und Haben" sind gewichtige Worte, welche Pflichten in sich schließen, die niemals ungestraft vernachlässigt werden.

Es waren ernste Ermahnungen, welche der greise Lehrer den Mädchen mit auf den Weg gab, und als der Vorstand der Anstalt in feierlicher Weise noch die Schulzeugnisse austheilte, überkam auch uns ein Gefühl der Wehmuth, denn es war eine Scheidestunde, die wir feierten, der morgige Tag ist schon bestimmt, die Freundinnen zu trennen, und nach Ost und West, Süd und Nord wird der Dampf sie hinwegführen, wohl die meisten aus dem Hundert der Mädchen zum schönen Weihnachtsfest ins liebe Elternhaus, wo nach langer Trennung das Wiedersehen so süß und freudig gefeiert wird.

Aber auch du Waise, die du erst mit deinem Zeugnisse in der Hand die Thore und Herzen zu öffnen hast, auch dir kann ein freundliches Daheim im fremden Hause werden, wenn du nur treue Pflichterfüllung dir zum Vorsatze hast werden lassen, wenn du das, was dir hier geboten ward, genutzt, um Anderen damit nützlich sein zu können, und wirst du in solchem Wirken dich glücklich fühlen — und du wirst es — o dann gedenkst du auch wohl noch in später Zeit in Dank und Freude der hier verlebten Stunden und preisest die Saat, welche du hier für das Leben empfangen hast.

M. B.

Ein Schöngeist aus dem Jahrhundert der Schöngeisterei.

(Schluß.)

Im Brautkleid ihrer Großmutter stand Marie Le Jars Fräulein von Gournay, vor dem Spiegel und staunte sich an — das Haar war von der Kammerjungfer der Marquise d'Angennes in unzählige Locken geordnet, mit Blumen, Goldreif und Wachsperlen durchwunden und sah, obgleich dies die neueste Mode noch nicht war, doch schon auffallend genug aus, um dafür zu gelten. Denn damals trug man als das Neueste im Haar kleine Orangerieen, aufgetakelte Kriegsschiffe, vollständige Wasserwerke, Gartenanlagen, Paläste, Villen und ähnliche Dinge.

Das Kleid wollte nicht ganz genau sitzen, denn die alte Frau von Gournay war eine starke Dame gewesen, nicht von dem schlanken Bau ihrer Enkeltochter. Der Stuartkragen aus vergilbten Spitzen wurde aufgeplättet und frisch gestellt, dann steckte sie den dicken, mehrere Loth wiegenden Wappenring ihres Vaters auf den Daumen, zog Handschuhe à jour aus Goldfäden gewebt auf und ließ sich endlich wie eine Paradepuppe im Divan nieder.

Da plötzlich that sich die Thür auf, und die Marquise d'Angennes, die Tochter der Frau von Rambouillet, eine hübsche, junge, aber gelehrte Dame, trat lachend ein; sie hatte von Gotton, ihrer Zofe, Andeutungen der Wundermäre gehört und neugierig, wie sie war, kam sie jetzt, sich vollständige Aufklärung zu holen. Natürlich gab das Fräulein dieselbe mit dem größten Vergnügen, indem sie stolz betonte, daß sie nun doch noch anerkannt werde.

„Aber haben Sie denn auch ein Riechfläschchen, theure Gournay?" frug die Dame.

„Nein."

„Nun, dann will ich es gleich besorgen," rief diensteifrig die Dame und eilte hinaus.

Bald kam sie mit ihrer Mutter, der Rambouillet, wieder, und nun begann das Ausgefrage aufs neue. Sie brachte eine Elfenbeinbüchse mit verschiedenen Riechsalzen und einen prachtvollen Fächer mit Spitzen und Federn besetzt.

„Nun, mein liebes Fräulein, ist die Audienzzeit da."

Mademoiselle Jamin, die alte Dienerin, trug ihrer Dame die Schleppe und setzte sich mit ihr in der Portechaise zurecht. Dann ging's fort nach dem Cardinalpalast, den man jetzt Palais Royal nennt.

Vor dem Portal des Palastes waren eine Menge prächtiger Carossen aufgefahren, auf der andern Seite standen die Sänften, und an ihren Schlägen prangten die Wappen der höchsten Familien.

Als das Fräulein, mit der Zofe hinter sich, den Vorsaal betrat, verneigten sich die Lakaien fast bis zum Marmor des Bodens. Man hatte an der Sänfte das Wappen der Rambouillet gesehen und vergaß darüber den seltsamen Aufzug der Damen. Ein Kammerdiener führte sie in den Empfangssaal hinauf, wo die Blüthe des Königreichs auf ein huldvolles Lächeln des Cardinals harrte.

Wie eine Fürstin, so hoch das Haupt aufgerichtet, durchschritt das alterthümliche Fräulein den Saal, denn es war noch eine Fensternische unbesetzt, und sie meinte bei sich, das wäre kein übler Observationspunkt.

„Melden Sie dem Cardinal-Eminenz Maria Françoise le Jars baronesse de Gournay," flüsterte sie dem Diener huldvoll zu. Der verneigte sich und verschwand.

Da standen gruppenweise die plaudernden Damen vom Hofe, umschwärmt von den sogenannten petit-maitres. Weder diese, noch die wenigen noch vorhandenen und anwesenden Grands seigneurs, welche — Dank der Politik des Cardinalherzogs — auf dem Aussterbeetat standen, kannten die zierliche Dame, bis auf den Marschall Bassompierre, der sie vor undenklichen Zeiten beim Grafen Crocy noch kennen gelernt hatte; und dieser bemerkte sie kaum, als er auch schon herbeieilte, um ihr mit echt altfranzösischer Galanterie seine Huldigung darzubringen.

Niemand, wie gesagt, kannte sie sonst hier, und es schwirrten Vermuthungen durch den Saal, die, je weiter sie gingen, desto mehr an Bestimmtheit gewannen. Ja am andern Ende war es bereits ausgemachte Gewißheit, daß die alte Dame mit dem geschmacklosen gelben Kleid eine deutsche Prinzessin sei, die nach französischer Ansicht alle mehr oder minder an Geschmacklosigkeit litten, insofern sie nicht französische Sitten und Moden nachahmten.

Da ging die Thür zu des Cardinals Cabinet auf, sein Vertrauter, Bois-Robert, trat ein, überflog die Versammlung und ging dann, nach allen Seiten hin grüßend, auf Mademoiselle Marie zu. Er berichtete mit einem Respect, der dem Fräulein selbst komisch vorgekommen wäre, wenn sie sich nicht schon so fest in ihren Stolz hineingeträumt hätte, daß Seine Eminenz geneigt sei, ihren Besuch zu empfangen.

Sie reichte ihm hoheitsvoll die Fingerspitzen, und er führte sie durch die sich ehrfurchtsvoll verneigende Menge.

Es war kein Zweifel mehr, daß das eine fremde Prinzessin sei, und Alle bestürmten den Marschall Bassompierre, der jedoch, sobald er die Vermuthungen der Andern vernommen hatte, dieselben durch geheimnißvolle halbe Aeußerungen noch bestärkte und Etwas von Kursachsen hinwarf, so daß es endlich klar war, es sei eine sächsische Prinzessin, die mit einer geheimen, wichtigen politischen Mission betraut von ihrem Vetter, dem Kurfürsten, nach Paris gesandt worden sei.

Das Fräulein stand unterdessen im Cabinet des Cardinals, und das Herz schlug ihr gewaltig, als derselbe in ein weites bequemes Hausgewand von violettem Sammet gehüllt, hereintrat.

Der Cardinal lächelte der Dame freundlich zu, griff nach ihrer Hand und begrüße sie mit einigen Versen aus ihren eigenen „Schatten", die ihm Bois-Robert kurz vorher zum Lesen gegeben hatte.

Anfangs war Marie Le Jars erschreckt, denn sie erkannte, daß der Mann, der das Steuer des großen französischen Staatsschiffs mit gewaltiger Hand durch die aufgeregten Wogen des siebenzehnten Jahrhunderts leitete, sich einen Spaß mit der unbekannten Dichterin erlaube; das berührte sie peinlich, doch ohne sich auch nur im mindesten aus der Contenance bringen zu lassen, ergriff sie mit den Händen das Kleid auf beiden Seiten, hob es graziös ein wenig auf und versank mit edlem Anstand, wie es die Etiquette vorschrieb, in das sich aufbauschende Seidenkleid.

„Sie lachen," sagte sie mit leisem, kaum merklichem Lächeln, das ihr Gesicht hübsch machte, „Sie lachen über eine arme Alte, Monseigneur — aber lachen Sie nur, lachen Sie, großer Geist, denn Jedermann in Frankreich muß zu Ihrer Erheiterung beitragen."

Jetzt war's an dem „großen Geist" zu staunen, frappirt blickte er der seltsamen Frau ins kluge Auge, das war ihm mehr, als der französische Conversationsgeist, den er erwartet hatte; mit welcher Schnelligkeit hatte sie seinen Scherz auf ihre Kosten in eine Huldigung für ihn verwandelt! Der Cardinal stammelte hastig einige Worte der Entschuldigung und bat das Fräulein Platz zu nehmen.

Dann plauderten die beiden über Alles, Politik und Geschichte, Literatur und Industrie, sie erwähnte auch geschickt das letzte Theaterstück des Cardinals „Mirame" und wußte so dem hierin leicht zu bestrickenden Manne die größten Schmeicheleien, ohne daß es auffallen konnte, zu sagen.

Unterdessen brannten im Empfangssaal die Höflinge vor Neugierde — man mußte, während sich der Cardinal und das Fräulein gottvoll amüsirten, wohl eine Stunde im Vorzimmer warten — und doch warteten Alle gern, damit Nichts von der großen politischen Neuigkeit verloren ginge.

Endlich brach das Fräulein auf; freudestrahlend und laut den Cardinal für den liebenswürdigsten und geistvollsten Cavalier erklärend, wollte sie den Rückzug antreten, als der Cardinal noch einmal ihre Hand ergriff. „Einen Augenblick noch, meine Gnädige," sagte er wie sich besinnend und klingelte seinen Vertrauten Bois-Robert herbei.

„Wir müssen Etwas für Fräulein von Gournay thun," rief er ihm entgegen, „ich gebe ihr 200 Thaler Pension" — er blickte den Abbé fragend an.

„Aber ich muß bemerken, das Fräulein hat auch eine Magd," beantwortete der Abbé diesen Blick.

„So gebe ich der Magd fünfzig Livres jährlich!" fügte der Cardinal hinzu.

„Ja aber außer der Magd hat das Fräulein noch eine Katze."

„Der Katze setze ich zwanzig Livres aus," lächelte der Cardinal über die drollige Idee seines Lieblings, und wollte sich eben von dem Fräulein verabschieden, doch Lebois war noch nicht zu Ende und wollte die Güte des Cardinals ganz ausnutzen.

„Gnädiger Herr, die Katze hat Junge bekommen." Jetzt lachte Richelieu laut auf.

„Wieviel?" frug er. „Vier," antwortete das Fräulein schnell einfallend, und schlug verschämt die Augen nieder, „und das ist viel für eine Wittwe."

„Nun, so füge ich für jedes Kätzchen noch eine Pistole hinzu," nickte der Kirchenfürst gnädig, führte die Dame bis zur Thür, die Lebois schnell aufriß, und küßte ihr da vor Aller Augen galant die Hand und empfahl sich ceremoniös von dem vor Freude aufgelösten Fräulein. — Sie sah nicht um sich, und wie sie nach Hause kam wußte sie nicht. — Als aber die vornehme Gesellschaft erfuhr, daß die angebliche Prinzeß von Sachsen Niemand anders, als das alte Fräulein von Gournay gewesen, machte sie recht lange Gesichter — sie war böse auf den Cardinal, böse auf das Fräulein, und doch verschlang Alles ihre „Schatten" von neuem, und sie kamen in Aufnahme wie nie zuvor.

So lebte das Fräulein die fünf Jahre bis zum Tode Richelieu's glücklich im Genuß ihrer 800 Livres Pension, ließ jedoch nicht davon ab, immer ferner die Vetternstraße bei ihren Freundinnen abzuziehen.

Als der Cardinal 1642 starb, war sie gerade bei der Herzogin Grammont, die eine geborene Chivré Duplessis, also Nichte des Cardinals war. Da trauerte sie so tief und weinte so sehr mehrere Tage lang, daß die Herzogin Grammont, eine sehr weichherzige Frau, so davon gerührt wurde, daß sie bei der Herzogin von Aiguillon, die auch eine Nichte und dazu noch Universalerbin des Premierministers war, bewirkte, daß die Pension für solche treue Anhänglichkeit am Oheim auch fürderhin bis zum Tode des Fräuleins, der ja doch nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen konnte, ausgezahlt würde. Doch irrte die gute Herzogin, indem sie der Dichterin die Lebenskraft absprach, gewaltig, denn die gute Dame überlebte noch die Herzogin von Aiguillon um fünf Jahre und bezog während dieser letzten Zeit eine gleiche Pension aus der Privatschatulle der Fürstin von Monacco, einer Tochter der Frau von Grammont, unserer Gewährsmännin.

Marie le Jars, Fräulein von Gournay, starb erst 1664, es fehlten ihr also nur noch wenige Monate am Jahrhundert. Im December schloß sie heiter und launisch, wie sie gelebt, ihre blanken, schwarzen Augen und fand endlich ihr sicheres Plätzchen, indem sie von ihrem einzigen Besitzthum, der Stelle im Erbbegräbniß der Crocy's Besitz nahm, wo ein einfacher, mit einem goldenen Schmetterling versehener Marmorstein mit goldenen Buchstaben sagt, daß hier die berühmte Dichterin der „Schatten" Ruhe gefunden habe.

Ein vergilbtes Tagebuchblatt.

Von **Franz von Nemmersdorf.**

Es ist zwar richtig, daß allgemein menschliche Züge sich unter allen Zonen, während aller historisch bekannten Zeiten und innerhalb aller Stände wiederholen. Allein gerade die äußeren Verhältnisse drücken dem Bilde einen so bestimmten Stempel auf, daß es wie ein völlig anderes erscheint.

Etwas Mißliches bleibt es auch, sich mit der Schilderung sehr fern stehender Verhältnisse zu befassen, selten ist die Objectivität groß genug, und wir geben unwillkürlich unserer Arbeit eine falsche Signatur.

Hypothetisch, schwankend und unklar sind nothwendigerweise unsere Vorstellungen von der Zukunft, aber gewissermaßen fallen auch die von der Vergangenheit dem nämlichen Loose anheim.

Gewöhnlich meinen wir, je inhaltsleerer, je dürrer und kahler wir die alten Zeiten auffassen, um so richtiger sei unsere Vorstellung derselben. Der Irrthum liegt deshalb nahe, weil uns die kleinen, feinen Züge des Lebens verloren gingen, und nur die rauhen Linien, die harten Contouren erhalten blieben.

In Wirklichkeit ist jedes Menschenleben, jedes Dasein, auch in seiner einfachsten Form ausgefüllt. Die Sennin auf der Alpe, die nur mit ihren Kühen verkehrt, lebt ihr Leben ebenso vollkommen, als die überhastete, überreizte Bewohnerin der Großstadt, welche Toilette zu machen, Besuche zu geben und zu empfangen, Comité-Sitzungen zur Civilisirung der Mohren zu präsidiren und tausend andere gleich nützliche Dinge zu vollbringen hat.

Nur aus der Entfernung betrachtet fließen die Farben in einander, vermischen sie sich zu einem Grau in Grau.

Wir legen dem Leser mit dem Folgenden nicht sowohl eine Studie vor, als vielmehr ein echtes Stück Mittelalter, welches ein glücklicher Zufall uns in die Hände spielte.

Mein Vetter und Freund, Freiherr Jobst von Rabenstein, trat ein länger denn ein halbes Jahrtausend in seinem Stamme forterbendes Rittergut an. Bald nach seiner Besitzergreifung schrieb er mir, ich solle ihn besuchen, er könne mir sehr viel altes Gerümpel versprechen. So nannte er unehrerbietig genug das aus dem Vermächtniß seiner Vorfahren herrührende Hausgeräthe.

Als ich auf Rabenstein eintraf, fand ich eine wohlerhaltene Reliquie vergangener Zeiten. Jobst theilte mein Entzücken über die steifen, geraderückigen Sitze unserer Vorfahren, selbst über die prachtvoll geschnitzten Credenzen, die herrlichen Truhen und Schränke nicht. Auch an buntbemalten Gläsern mit Wappen und Sinnsprüchen, an phantastischen Majolica-Gefäßen und wunderschönen Krügen fehlte es keineswegs, nebst dem entsprechenden alten, massiven Silbergeschirr von köstlicher Goldschmiedarbeit.

Ich konnte mich tagelang damit unterhalten, die Schätze zu sichten und zu ordnen.

Dabei stieß ich einmal auf einen Kasten mit Schreibereien. Das Papier erschien vergilbt, die Dinte verblichen, die altväterische Schrift für den ersten Augenblick unleserlich. Doch ich machte mich mit einer Lupe bewaffnet ernsthaft darüber und lernte mich allmälig trotz der Schnörkel zurechtzufinden.

Es waren Gutsrechnungen, Verzeichnisse der Mitgift verschiedener Rabensteininnen, doch die älteste Handschrift enthielt Persönliches, Aufschreibungen einer Freiin Sabine von Götzengrün.

Weiterlesend entdeckte ich, was man heute ein Tagebuch nennen würde.

Ich wählte das wichtigste Blatt heraus und gebe mit der zur Verständniß des Lesers nöthigen Abänderung in Schreibweise und Sprache das Original vollkommen getreu:

„Montag früh vier Uhr aufgestanden.

Kühe melken helfen, weil die zweite Magd sich mit der Sichel in die Hand schnitt.

Um sechs Uhr sehe ich mich nach dem Fleisch um — es ist zu stark gekocht.

Das Bier gleicht Essig — den Koch zur Verantwortung ziehen — ein anderes Faß anzapfen.

Um sieben Uhr begleite ich meine gnädige Frau Mutter in die Speisekammer — Essen angeordnet für fünf und zwanzig Personen.

Hans wieder einmal ausgezankt, weil er das etwas verdorbene Fleisch nicht essen wollte.

Um acht Uhr mit meiner Gürtelmagd Gertrude im Wäldchen gelustwandelt. Nachher meinen Zelter bestiegen und spazieren geritten.

Um zehn Uhr setzen wir uns zu Tisch — wir haben einen Gast aus der Nachbarschaft, Jobst von Rabenstein, der Junker reitet häufig nach der Falkenhaube.

Jobst ist ein hübscher junger Mann — aber was macht das mir!

Die Eltern haben ihn gern, und eine gute Tochter muß gehorchen.

Er ißt wenig, indem er fast beständig seine Augen zärtlich auf mich gerichtet hält.

Sagt unter Anderm: „daß er sich aus einem schönen Mädchen nichts mache, wenn dasselbe nicht zugleich sanft sei und einen guten Charakter besitze."

Niemand kann sich über mich beklagen, als vielleicht Hans, allein er ist auch der nachlässigste aller unserer Diener.

Jobst von Rabenstein liebt sehr weiße Zähne — ich glaube die meinigen sind weiß. Ich will nicht Mehr sagen, aber ich glaube — Jobst findet es auch.

Um elf Uhr erheben wir uns vom Tische und gehen in den Feldern spazieren. Jobst führt mich, er hilft mir über Stöcke und Gräben springen.

Plötzlich bricht ein angeschossener Eber aus dem Forst, in dem meine Brüder jagen. O Entsetzen! das vor Schmerz wüthende Thier stürzt auf uns zu. Den gnädigen Herrn Vater, der ihm entgegeneilt, wirft es zu Boden. Ich schließe aus Furcht die Augen, bis ich sie wieder öffne, hat Jobst sein Schwert dem Thier in die Kehle gestoßen.

Respectvoll hebt er den gnädigen Herrn Vater wieder auf und küßt der vor Schreck halbtodten gnädigen Frau Mutter die Hand.

Erst sah sein Gesicht noch so muthig und jetzt sieht es so fromm aus.

Um vier Uhr versammeln wir uns alle zum Gebet in der Schloßkapelle.

Um sechs Uhr füttere ich die Hühner und Truthähne.

Um sieben Uhr setzen wir uns zu dem verspäteten Nachtmahle nieder. Der Ueberfall des Ebers, dessen Verbringung aufs Schloß und dessen jagdgerechte Zerstückung, wobei Jobst das Siegeszeichen erhielt, es aber bescheiden an meinen Bruder Sigmund abtrat, dessen Pfeil in der Wunde steckte, haben die Verzögerung veranlaßt.

Um acht Uhr bestieg Jobst sein Rößlein und ritt zurück nach Rabenstein.

Um neun Uhr gehen wir zu Bett — die letzte Stunde war recht langweilig!

Ich muß mein Nachtgebet wiederholen, weil ich durch Jobst zerstreut ward — träume von ihm."

Hiermit endete das Manuscript, ich theilte es meinem Vetter mit, und sogar er interessirte sich für den Ausgang der kleinen Liebesepisode des Herrn Jobst von Rabenstein des Aeltern.

Der große Stammbaum im Rittersaale schaffte Rath.

Anno Domini 1480 hat der Freiherr Jobst von Rabenstein die Freiin Sabina von Götzengrün heimgeführt. Sie lebten lange Jahre zusammen und haben acht Kinder erzeugt. Hierauf sind sie selig im Herrn entschlafen, einer fröhlichen Urständ harrend.

Mit der Elternmutter war wohl auch das aus ihrer Mädchenzeit herrührende Tagebuch nach Rabenstein gekommen. Als die Liebe ihren Zenith erreichte, hörte Sabina von Götzengrün zu schreiben auf. Als Gattin, im Besitze ihres Jobst's, gebrachen wahrscheinlich Muße und Lust zur Fortsetzung.

Die Falkenhaube ist ein Rabenstein nahegelegenes Rittergut und hat in früher Zeit dem uralten, nun schon längst erloschenen Geschlechte Derer von Götzengrün gehört.

Nun galt es aber auch noch, unsere Elternmutter, die uns Kunde aus längst vergangenen Tagen gebracht, wenigstens im Conterfei kennen zu lernen.

Wir stürmten nach dem Ahnensaale.

Dort fanden wir die Gesuchte an der Hauptwand, eins der ältesten Bilder. So roh die Kunst des Malers, den Engelskopf hatte er dennoch nicht zu entstellen vermocht. Haare wie Goldfäden umgaben ein blühendes, lebenswarmes Gesicht, tiefblaue Augen, eine reizende Nase, kußlich geschwellte Lippen bewiesen, daß Herr Jobst von Rabenstein der Aeltere einen vortrefflichen Geschmack gehabt.

Ueber dem Bilde erhob sich in einer vergoldeten Rosette das Wappen Derer von Rabenstein und Derer von Götzengrün, unter dem Bilde stand die Jahreszahl 1480.

„Wir schreiben bald 1880," bemerkte mein Vetter, sich traurig abwendend.

„Dabei ist allerdings keine sonderliche Freude," entgegnete ich.

„Wenn ich eben eine solche Braut finden sollte, wie mein gleichnamiger Vorfahr," schloß Jobst, „dann sieht der alte Rabenstein eine fröhliche Hochzeit, außerdem bleibe ich ledig."

Die Mode.

(Originalcorrespondenz aus Paris. *)

Die Mode zu schildern ist augenblicklich sehr schwer; sie zeigt sich zeitweise und verbirgt sich dann wieder; jeder scheint sich nach seinem Belieben kleiden zu wollen, und man könnte sagen, daß es so viel Moden, als Frauen gibt. Wenn die Phantasie unserer eleganten Damen zu erfinderisch geworden war, blieben uns in der letzten Zeit die Producte unserer großen Fabriken; gehörte man zu den Begünstigten, denen ihr Besuch gestattet ist, so konnte man sich sehr wohl eine Vorstellung von den Stoffen machen, welche Mode werden sollten, jetzt aber ist es schwer geworden, die Stoffe der nächsten Saison im voraus zu bestimmen. Ich habe trotzdem erfahren, daß die Leinen- und Seidenstoffe besonders in écru, daß die Batiste in allen Farbentönen, selbst in Schwarz zur Trauer, daß die Tussors und Organdis und endlich die Musseline diesen Sommer in allgemeiner Gunst sein werden.

Das einfache Genre wird den Sieg davon tragen, das einfache glatte Kleid, welches die Figur markirt, an die Moden des Directoriums erinnernd, ist auf den Bällen viel bemerkt worden und hat Beifall gehabt; unglücklicher Weise ist eine Bedingung sine qua non unerläßlich: die sich so kleidende Frau muß eine schöne Figur haben.

In diesem Genre wird die Prinzeßrobe vorzugsweise gesucht sein; man wird sie aus Faye anfertigen, sehr anschließend auf den Hüften und die Figur markirend, hinten sehr lang, vorn sehr flach, mit einem Gürtel an der Seite. Um sie reicher erscheinen zu lassen, wird man die Vorderbreite vom Halskragen bis zum Saum des Kleides mit einer Stickerei aus Schnur und Perlen oder einer Schmelzstickerei versehen.

Aber diese Mode kann nicht Allen zusagen, man wird auch andere Kleider in anderem Geschmack anfertigen; man wird z. B. ein Kleid aus drei Röcken zusammengesetzt sehen, auf dem langen Rock zwei Röcke, welche nach hinten aufgenommen, vorn ein straffes Falten-Arrangement, hinten zwei Bausche bilden. Die Taille mit runden Schößen ist vorn sehr ausgearbeitet, die Figur markirend; erstere vorn sehr lang, an den Seiten schmaler, endigen hinten in einer Spitze. Man garnirt ein solches Kleid aus schwarzem Stoff mit Schmelzperlen, aus farbigem Stoff mit einer Franze aus Krystallperlen. Zur Promenadentoilette wählt man eine Pelerine, welche am Halse anschließend nur 10 Centimeter über die Taille reicht; vorn ist sie sehr lang, um einen vierten Rock zu imitiren. Dieser Anzug, aus Wollenstoff gefertigt, ohne jeglichen Besatz, nur mit einem gesteppten Saum umgeben, würde eine bequeme und geschmackvolle Reisetoilette ergeben.

An der See wird man viel Kleider aus weißem Musselin, weißem und farbigem Organdi tragen, mit Plissé-Volants oder feinem Brüsseler Tüll garnirt. Ich sah eine derartige Soiréetoilette, welche aber auch im Sommer getragen werden könnte. Der Rock, hinten sehr lang und mit Bausch versehen, war mit zwei Volants garnirt, welche am oberen Rande mit einer 1 Cent. breiten Tüllrüsche begrenzt waren; eine Schürze in Falten von je 00,3 Cent. Entfernung gelegt, mit einem gleichen Volant garnirt, war hinten durch Schleifen gerafft. Die Schnebbentaille mit herzförmigem Ausschnitt war mit einem Plissé-Kragen versehen, welcher hinten hochstehend, nach vorn sich verminderte; die bis zum Ellbogen reichenden Aermel waren mit zwei schmalen Volants garnirt. Dieser Anzug war für ein junges Mädchen bestimmt; er wird eleganter, wenn man die Taille ausschneidet und die Schürze entweder durch volle Rosen ohne Blätter, oder durch farbige Schleifen rafft, oder durch einen unterhalb des Bausches geleiteten Gürtel.

Ich sah auch aus blauem Organdi einen reizenden Anzug. Die Vorderbreite des Rockes war mit fünf, der Länge nach aufgesetzten Puffen garnirt, jede durch zwei Atlasröllchen getrennt; der übrige Rock war mit drei aufgereihten Volants und Atlasröllchen besetzt, an den Seiten waren die Puffen mit einem Falten-Arrangement begrenzt, ringsum mit einem aufgereihten Volant umgeben, welcher an der Taille sehr schmal, sich allmälig verbreitert und über den letzten Volant herabfällt; dieses Arrangement ist also eine der Quere nach in drei Abstufungen gefaltete Rockbreite aus drei 00,3 Cent. brei-

---

*) Anm. der Red. Vielfach geäußerten Wünschen unseres Weltpublicums zu genügen, beabsichtigen wir von Zeit zu Zeit Original-Modenberichte auch aus Wien, London, Paris zu bringen, welche übrigens am klarsten darthun werden, daß die Mode nicht mehr „strenge theilt".

ten Falten bestehend, welche in einer Entfernung von 10 zu 10 Cent. aufgesetzt sind. Ein Schleier, ringsum von einer Rüsche und Atlasröllchen umgeben, deckte den Rock hinten bis zum ersten Volant und war leicht an der Taille aufgenommen.

Man kann diesen Anzug aus Faye in zwei Farbentönen herstellen, in diesem Falle ist der Rock mit Bausch, den Schleier läßt man fort.

Man fertigt und wird stets das hinten glatte, vorn garnirte Kleid anfertigen, sowie das Kleid mit Volants, nur die Taillen werden dem Wechsel unterworfen sein; sie werden entweder mit Bretellen oder als Westentaille, hinten oder vorn mit Taschen garnirt sein.

Zu Promenaden-Anzügen wird man Schärpen gänzlich mit Schmelz bestickt anfertigen und zwar im Geschmack des Directoriums. Man wird Mantelets tragen, an der Taille befestigt, deren Enden sehr lang, auf der Brust gekreuzt, nach hinten zu beiden Seiten des Bausches zurückfallen.

Zur Promenaden-Toilette wird man kleine Kragen aus Guipüre-Einsatz mit Schmelzbesatz tragen, Pelerinen unter einem großen zurückgeschlagenen Kragen gefaltet, vorn herzförmig. Sehr graciös wird der kleine Mantel Henri III. sein, der Kragen ist hinten hochstehend und weit ausgeschnitten, um die Rüsche des Kleides sehen zu lassen. Man wird auch den Mantel Louis XV. anfertigen und eine Menge anderer, welche man bis jetzt noch den Blicken Unberufener entzieht.

Zur Garnitur dieser Kleidungsstücke wird man mit Schmelz bestickte Borten, Passementerien, breite Franzen und Spitzen wählen, deren Dessinfiguren mit Perlen bedeckt werden.

Alle Kleider werden herzförmig ausgeschnitten, auch die Lingerie wird der neuen Mode entsprechend angefertigt, und wir werden Kragen haben mit unglaublichen Namen; in einem der letzten Bazar-Modeberichte wurde übrigens bereits davon gesprochen, so daß wir es heute nicht mehr wiederholen.

Die Haarfrisur hat sich nicht verändert; sie ist noch sehr umfangreich, die Haare werden sehr hoch getragen. Die jungen Mädchen schneiden sich vorn das Haar ab und frisiren das kurze Haar auf eigenthümliche Art in die Stirn, eine Frisur, welche an sich ziemlich häßlich ist und außerdem das Gesicht entstellt; übrigens ist dies eine aus England eingeführte Mode, welche die meisten unserer jungen Mädchen und mit Recht verwerfen.

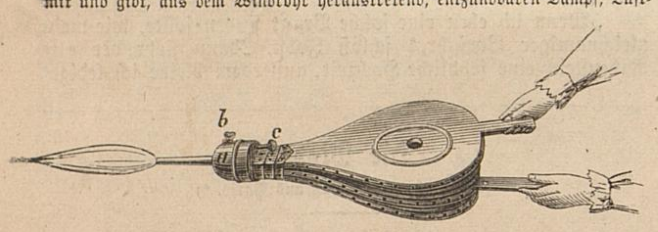
Bezüglich der Hüte erfreut sich die Form Directoire des meisten Beifalls. Der Kopf ist etwas zugespitzt mit einer kleinen Passe, seitwärts zurücktretend, unterhalb eine Rose mit Ranke; der Hut ist mit einer Rosenguirlande und Schleifen von heller Farbe garnirt. Man garnirt auch die Hüte innen an der linken Seite mit einem Halbkranz, an der rechten mit langen Straußfedern; sie bedecken ringsum die Passe und garniren den Kopf des Hutes.

Der Hut mit durchbrochenem Tüllboden, so daß der Kopf sichtbar wird, ist gleichfalls modern; er hat eine runde Passe, welche mit zwei weißen, leicht gefalteten Spitzen von 0,10 Cent. Breite bedeckt ist, letztere sind in entgegengesetzter Richtung aufgesetzt, den Ansatz deckt ein Kranz aus Rosen und Reseda. Den Kopf des Hutes ersetzt der gefaltete Tüllfond, welchen an der Seite eine schwarze Aigrette ziert. Man kann diesen Hut ganz schwarz herstellen und anstatt der Blumen eine Schmelzguirlande wählen. Für junge Mädchen wird man diese Hüte aus weißem Musselin anfertigen und die Spitzen durch Musselinplissés ersetzen, welche mit schmaler Valencienne besetzt werden; man wird sie mit einem Rosenkranz ohne Blätter oder einer Feldblumenguirlande garniren. Zu schwarzen Hüten wählt man anstatt der Blumen Schmelzperlen. Es ist eine entzückende Form, welche sich in allen Zusammenstellungen zur Reise- und Seebadtoilette eignet.

X.

Wirthschaftsplaudereien.

Französischer Zündblasebalg (Soufflet allumeur). Für das lästige und nicht zu den saubersten Verrichtungen gehörende Geschäft des Anzündens von Brennmaterial, sei es im Zimmerofen, im Kamin oder in den heizbaren Plättvorrichtungen, hat sich in dem Zündblasebalg, dessen Abbildung wir geben, ein Reformator gefunden. Es ist ein eleganter, galanter, feuriger Windbeutel, welcher kein Putzzimmer verunzieren würde, dagegen jeden Wohnraum vor dem „Vollräuchern" durch Papier, Kienspan oder was sonst zum schnellen Anfeuern des Heizmateriales dienen muß, bewahrt. Der Zündblasebalg stellt eigentlich eine Gasanstalt im Kleinen, in welcher Luftgas bereitet wird, vor. Ganz wie bei den Gasolin- oder Astral-Gasapparaten wird in dem Soufflet allumeur Luft durch leichtflüchtiges Petroleumbenzin (auch Ligroïne, Gasoline ꝛc. genannt) gepreßt; die Luft reißt die Benzindämpfe mit und gibt, aus dem Windrohr heraustretend, entzündbaren Dampf, Luft-



gas. Die Messingkapsel a enthält das Benzin, es wird durch die mit Schraube versehene Füllöffnung b hineingegossen; im Innern der Kapsel befindet sich wahrscheinlich, wie bei den Ligroine-Lampen, ein Schwamm, der das Benzin aufsaugt, so daß an einer Feuergefährlichkeit durch Verschütten oder Auslaufen des Benzins aus dem Blasebalg keine Rede sein kann. Die durch das Windrohr streichende Luft tritt mit dem Benzin in Vermischung, sobald man den Stift c hervorzieht und damit Windrohr und Benzinbehälter in Verbindung bringt. Hält man nun, während man den Zündblasebalg leicht in Bewegung setzt, ein brennendes Streichholz vor das Windrohr, so entzündet sich das ausströmende Luftgemisch zu einer blauen Stichflamme, mit der man jeden Brennstoff in Gluth zu bringen vermag. Ist dies geschehen, so drückt man den Stift c wieder zurück, die Flamme des Blasebalgs erlischt und der letztere ist wieder ein gewöhnlicher Blasebalg geworden.

Es wird bei dem Anzünden von Brennmaterial mit Hilfe des Zündblasebalges nur äußerst wenig Benzin verbraucht, so daß eine einmalige Füllung des Benzinbehälters verhältnißmäßig lange vorhält. Bei den zur Zeit niedrigen Preisen des Benzins sind die Kosten daher äußerst gering. Der Preis des Zündblasebalgs beträgt inclusive eines demselben beigegebenen Fläschchens Benzin drei Thaler; vorräthig ist derselbe in E. Cohn's Hauswirthschafts-Magazin, Berlin, Hausvoigteiplatz 12.

Buchstaben-Räthsel.

Von E. C. in Köln.

B	A	R	T
E	L	L	E
F	E	L	D
R	E	G	A

Die Buchstaben der Wörter Bart, Elle, Feld, Rega, anders gestellt, geben von links nach rechts: Illo und Tertzky waren Beide das Erste, doch weil sie mit dem Zweiten und ihrem Thun dem Kaiser nicht gefielen, erging es ihnen wie dem Dritten, dessen Thun Gott gefiel. Das Vierte, sagen Manche, hätte nie gelebt; dennoch ist's unsterblich.

Von oben nach unten: Auf hohem Berge findest du das Erste, und auch das Zweite, wenn das Klima milde; unter dem Dritten gab's in grauer Vorzeit Manchen, der auch auf steilem Felsen wohnte, wer drunten des Weges zog, wurde bis aufs vierte ausgezogen.

Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 116.

M A R A
A M O S
N U M A
A N A R

Räthsel.

Es hängt an deinen Fingerspitzen,
Es brennt dir auf der Zunge schon,
Ich seh's aus deinen Augen blitzen,
Da, horch! — ach Gott! es ist entflohn!

Das ist es, was uns schon auf Erden
Zum Herrn des Paradieses macht;
Doch kann es auch zum Fluche werden,
Wenn es nicht streng sich selbst bewacht.

Die Mutter hört's im Kindeslallen,
Es wohnet tief im goth'schen Dom,
Doch sei's am meisten zugefallen,
Behaupten sie, Paris und Rom.

Ich seh's in jedem Halm sich regen.
Das Alpha und das Omega
Will neu man in die Schöpfung legen,
Und ist von Anbeginn doch da!

Du hast es auch in deinem Kopfe.
Ach, riefest, holde Zauberin!
Dereinst du, wenn ich schüchtern klopfe:
„Herein! Dich hat' ich stets darin!"

A. R. Thur.

Correspondenz.

Leserin. Wir beginnen in der nächsten belletristischen Nummer den neuesten Roman der schnell berühmt gewordenen englischen Schriftstellerin „Ouida": „Ein Paar Holzpantöffelchen" in autorisirter Uebersetzung.

Abonnentin in Breslau. Dr. Hager's Vorschrift zu einer Pepsinlösung haben wir auf Seite 184 des Bazars, Jahrgang 1872, gegeben.

Mathilde. Die Vorschrift zum englischen Zahnpulver lautet: 24 Theile feinste Schlemmkreide, 8 Theile Veichenwurzelpulver, 2 Theile kohlensaure Magnesia, 1 Theil Kampher, ½ Theil Rosenspiritus, zum gleichmäßigen Pulver gemischt. Nach der ehemaligen Hannover'schen Pharmacopöe war dieses Zahnpulver einfach aus 1 Theil Kampher und 16 Theilen Kreide (gefälltem kohlensaurem Kalk) zusammengesetzt.

Eine junge Frau. 1. Wäsche bewahrt man am besten ungebläut und ungestärkt in einem luftigen, trocknen Schrank auf. Ist der Aufbewahrungsort sehr feucht, so kann man, um ein Schimmeln der Wäsche zu verhüten, in dem Schrank einen Blechkasten mit geschmolzenem Chlorcalcium, in Ermangelung desselben mit gebranntem, ungelöschtem Kalk aufstellen. 2. Gurkensalat kann man längere Zeit nicht aufbewahren, weil nach dem Austreten des Saftes der Essig die Gurkenscheiben bald erhärtet.

Bescheidenheit. Als Mittel gegen rothe Hände empfiehlt Dr. F. in Wien vor dem Schlafengehen die Hände mit Brennöl einzureiben, über dieselben Strümpfe zu ziehen und dies acht Tage lang fortzusetzen. Wir wünschen guten Erfolg.

A. S. in G. Das amerikanische Waschbrett (Waschriffel) erhalten Sie in jedem Hauswirthschafts-Magazin, in Berlin z. B. bei E. Cohn, Hausvoigteiplatz 12, zum Preise von ¾ Thaler.

L. V. in S. Wenn man 3 Theile hellen Schellack und 1 Theil Borax mit circa 40 Theilen Wasser unter Umrühren so lange kocht, daß eine gleichmäßige Masse entsteht, so erhält man eine Art von Firniß, welche man sowohl Oelfarben als Aquarellfarben zumischen kann, erstere trocknen dadurch rascher, letztere werden dadurch besser auf einem Untergrunde, von dem sie sonst abplatzen, haften. Versuchen Sie einmal, vielleicht paßt dieses Mittel für den vorliegenden Fall. Der Schellack-Borax-Firniß trocknet glänzend auf und läßt sich auch zum Ueberziehen brauchen. Er muß in gut verschlossenen Flaschen aufbewahrt werden; er wird der Farbe kurz vor dem Gebrauche, also auf der Palette, zugemischt.

F. Th. in N. Wir sind bereit, die fraglichen Pillen, welche Sie, freilich unter „vielen Qualen", von Ihrem Gesichtsschmerz befreit haben, in Ihrem Interesse und dem Ihrer Mitleidenden untersuchen zu lassen, wenn Sie uns das Geheimmittel womöglich in der Originalverpackung, mindestens mit Angabe des Namens des Verkäufers, Preises und in genügender Menge (eine einzige Pille ist für eine Untersuchung zu wenig) zuschicken wollen.

Martha. Gebrauchen Sie das sogen. Scheitler'sche Mundwasser (essigsaure Thonerde).

W. Z. Die fraglichen Kunst-Corsets sind uns nicht bekannt. Im Berliner Adreßbuch ist unter Mohrenstraße 31 keine Frau Franz aufgeführt.

Lilie a. d. Katzbach. 1. War es Anilindinte, so werden die Flecken von der Bronze durch Waschen mit starkem Spiritus zu entfernen sein, war es Eisentinte, durch Abwaschen mit einer Lösung von Kleesäure und Nachwaschen mit Wasser mittelst eines Schwämmchen. 2. Reisen und Luftveränderung!

P. S. in G. Die American Papier-Maché Company, New-York, fertigt Gefäße aller Art aus Papier-Maché, Wasser-, Milcheimer, Waschschüsseln, Krüge ꝛc.

E. S. in C. Das Haarfärbemittel „Eau de Fées" von Sarah Felix in Paris gehört zu den gesundheitsschädlichen bleihaltigen Mitteln.

Calabric. 1. Der Stoff, der schon in kaltem Seifenwasser die Farbe verliert, ist schlechterdings nicht zu waschen. 2. Warzen werden am einfachsten durch tägliches Betupfen mit Höllenstein fortgebeizt.

de M. in Bukarest. Kann nur direct beantwortet werden.

Neu-Wien. Carbolseife wird zum Waschen der Wäsche nur dann angewendet, wenn damit eine Desinfection der Wäsche bezweckt werden soll. Die Sarg'schen Seifen sind vorzüglich.

Abonnentin in Sachsen. Man soll, wenn zwingende Gründe es nicht erfordern, das Haar unerwachsener Mädchen nicht zu sehr kürzen, sondern nur zeitweise die Spitzen desselben beschneiden. Der Haarwuchs ist bei verschiedenen Individuen verschieden, daher es vorkommt, daß das Kurzschneiden einmal einen um so üppigeren Nachwuchs veranlaßt, während in anderen Fällen das allzugroße Kürzen des Haares bei halbwüchsigen Personen mit bereits stark entwickeltem Haarwuchs Veranlassung gibt, daß der Nachwuchs nie mehr die vorige Länge des Haares einzuholen vermag. Bis etwa zum 10. Jahre ist im Allgemeinen das Kurztragen der Haare nicht nur nicht nachtheilig, sondern vortheilhaft.

Almenrausch und Edelweiß. Versuchen Sie die Bierflecke von der Rückseite des Taffet her durch ein mit Wasser leicht angefeuchtetes Schwämmchen fortzubringen. Wir fürchten, daß, da jedenfalls die Appretur des Stoffes gelitten hat, die befleckten Stellen immer sichtbar bleiben werden; Sie würden daher jedenfalls besser thun, das Fleckenreinigen einer chemischen Reinigungsanstalt zu übertragen.

Eine glückliche Braut. Wenn Sie Grund haben, die Ursache der Hautflecken einem innern Leiden zuzuschreiben, so muß Ihre erste Sorge sein, letzteres durch einen Arzt zu heben, dann werden die Flecken von selbst verschwinden oder doch leicht durch kosmetische Mittel zu verbannen sein; ohne Hinwegräumung des Grundübels schwerlich.

W. K. in Wien. Die chemische Wäsche ganzer Kleidungsstücke ꝛc. ist im Ganzen genommen dasselbe als die Wäsche der Handschuhe mit Benzin; selbstverständlich kann daher bei der Nothwendigkeit für größere Garderobegegenstände entsprechend große Mengen von Benzin zu verwenden, nicht davon die Rede sein, daß ein solches Verfahren einträglich genug wäre, wollte man es im eigenen Hause vornehmen. Ganz abgesehen hiervon, würde die Feuergefährlichkeit des Benzins die chemische Hauswäsche von selbst verbieten. Lesen Sie gefälligst auch den Artikel über „Chemische Wäsche" nach, welcher sich auf Seite 293, Jahrg. 1872 des Bazar befindet.

Cl. M. in M. Das Verfahren, Mull zu waschen, ist das bekannte und allgemein übliche; wenn die Wäscherin bessere Resultate damit erlangt, als Sie, so liegt die Auflösung dieses Räthsels sehr nahe; es fehlt Ihnen die nöthige Uebung und die Kenntniß derjenigen Handgriffe, welche sich nicht beschreiben, sondern nur durch die Praxis gewinnen lassen.

M. de F. in Wien. Bürsten Sie den Elfenbeingegenstand mit einem Absud von Quillayarinde oder Seifenwurzel. Das Fortschaffen der Dintenflecke muß sich ganz nach der Art der Tinte richten. Versuchen Sie es durch Bepinseln mit Spiritus, in welchem ein wenig Kleesäure aufgelöst ist.

Abonn. in Dées. Jedenfalls hat der Schimmel die ursprüngliche Farbe des Sammet zerstört, da kann nur Auffärben helfen.

Stecknadel. Für die zerbrochene Spiegelconsole wird sich der bekannte Kitt aus frischem Käse (Quark, Topfen) und frisch gelöschtem Kalk eignen; 1 Theil Kalk, 10 Theile Käse, mit Milch zum steifen Brei gerührt und dann sofort in Gebrauch genommen. — Rahmen mit unechter Vergoldung können, wenn letztere angelaufen, nicht wieder blank geputzt werden. Aechtes Gold putzt man mit zuerst sehr verdünntem Salmiakgeist, dann mit dünnem Spiritus nach.

Abonnentin in Holland. — Kinder vom Lande. — Th. U. Bei dem Malen auf Holz wird vor Auftrag der Farben das Holz erst mit Schellackfirniß (gewöhnlich Politur genannt) leicht überzogen. Das Ueberziehen und Poliren nach Fertigstellung der Malerei geschieht dadurch, daß man zuerst wieder mit Politur (ohne Leinöl) überzieht, trocknen läßt, wieder überzieht, mit Bimstein abschleift, wieder mit Politur überzieht und nun nach dem Trocknen mittelst eines Polirballens und Schellackfirniß allein, oder auch unter Zusatz von wenig gekochtem Leinöl nachpolirt. Ein bloßes Lackiren der Holzmalerei (und der sogenannten Spritzarbeit) läßt die Oberfläche niemals so rein und glatt erscheinen, als wenn dieselbe ordnungsmäßig polirt wurde. Das Poliren selbst erfordert freilich einige Uebung, daher vertraut man die Arbeit am besten einem geschickten Tischler an. Zu den besten Vorlagen für Holzmalerei gehören: Musterblätter für häusliche Kunstarbeit von A. Zahn, 3 Hefte à 4 Thlr. (G. Wigand's Verlag); Vorlagen für Ornamentmalerei von A. Zahn, Heft I 2 Thlr. (zum Theil mit farbigen Vorlagen), Heft II 1½ Thlr.; Vorlagen für häusliche Kunst von Schenk, 12 Blatt (größtes Format) 2⅔ Thlr.; Musterblätter für Holzmalerei, 18 Blatt von verschiedenen Künstlern (in München erschienen), 4 Thlr. Die Materialien für Holzmalerei und Spritzarbeit nebst Anweisung, sowie die Vorlagen hält Hepp's Künstlermagazin (Ad. Heß), Berlin, Leipzigerstraße, vorräthig. Von den Vorlagen gibt das genannte Magazin auch einzelne Blätter à 7½ und 10 Sgr. ab.

E. B. in S. Stockflecke bringt man aus Glacéhandschuhen, indem man letztere in eine Blechbüchse steckt und aufbewahrt, in welche man zuvor einige Stücke Hirschhornsalz gethan.

Kleine Lausitzerin. 1. Blaue Schleier lassen die chemisch wirksamen Strahlen des Sonnenlichtes, welche die Haut färben, durch, gelbe und braune Schleier nicht. 2. Ihr Lieblingsgeruch leite Sie bei der Wahl des Parfüms für das Provenceröl, nur sei das Parfüm nicht zu stark. Jeder Apotheker ist im Besitz der betreffenden ätherischen Oele. 3. Uebermangansaures Kali erhalten Sie gleichfalls in der Apotheke. 4. Fehlende Bazarnummern beziehen Sie durch die nächste Buchhandlung.

A. v. A. Wirthschafts-Glanzlack für Fußböden, zu haben bei Alois Keil, Wien, Wieden, Resselgasse Nr. 2.

Abon. in A. Sie thun am besten, das vom Liegen gelb gewordene weiße Tüllkleid mit Volants unzertrennt einer chemischen Reinigungsanstalt zu übergeben.

Verehrerin des Bazar und Mairöschen im Norden. Die Höhle von Monsummano ist nach den darüber vorliegenden Berichten ein Schwitzbad, welches man wohlfeiler und mit derselben Wirkung zu Hause oder in irgendeiner irgendwo gelegenen passenden Anstalt haben kann. — Das beste Mittel, die sogenannten Muttermäler zu entfernen, ist das schmerzlose Fortbrennen derselben durch den galvanocaustischen Apparat.

Langjährige Abonnentin in St. Dr. Behr's Nervenextract sowohl, wie Dr. Tiedemann's Pen-tsao sind völlig werthlose, nach Zusammensetzung und Art der Einführung auf Täuschung des gläubigen Publicums berechnete Mittel. Das Nervenextract, eine Einreibung, besteht nach Prof. Wittstein aus Baumöl, Lavendelöl, Terpentinöl und Spiritus, Tiedemann's Elixir ist nach Dr. Hager im Wesentlichen ein weiniger Auszug unreifer Pomeranzen. Ueber Coca wollen Sie unsere Bemerkungen auf Seite 322 v. Jahrg. (Chiffre: Donau) nachlesen.

Hundeliebhaber. Unsere Bitte ist nicht vergeblich gewesen; in verschiedenen freundlichen Zuschriften hat man uns nachstehende Schriften über Hundedressur namhaft gemacht: 1. Der Vorstehhund von Oswald, Verlag von E. Keil in Leipzig. 2. Kynopaedie, oder der wohlerzogene Hund, von Seb. Auf, Verlag von Cohen und Risch, Stuttgart 1868. 3. Die Dressur des Hundes, mit Rücksicht auf die verschiedenen Racen ꝛc. von Ed. Zborzill, Verlag von S. Mode, Berlin, Poststraße 28. (Preis 18 Silbergr.) 4. Vollständige Anleitung zum Erziehen und Dressiren der Hunde, von Ehrenkreutz, Verlag von Ebner, Ulm 1860. (Preis 12 Sgr.) Soll, wie der Herr Einsender schreibt, bewährt und durchaus empfehlenswerth sein. 5. Ueber Hundedressur, Verlag von Hunger's Nachfolger in Prag. 6. Erziehung und Dressur der Jagdhunde, Verlag von A. Stuber in Würzburg. Endlich ist uns von einem Leser ein Schriftchen, die rationelle Dressur des Hühnerhundes, als Geschenk für Sie in natura zugestellt worden; wir bitten um Ihre Adresse.

Mathematik. Uns ist die fragliche Instruction nicht bekannt, nehmen Sie getrost an, daß sie einem Humbug aufs Haar ähnlich sehen muß. Die Lotteriegewinn-Ausrechner sind den alten Goldmachern gleich zu achten; käme etwas Reelles bei ihrer Kunst heraus, so würden sie dieselben sicher zunächst in ihrem eigenen Interesse ausüben.

H. N. in F. Zum Erlernen des Retouchirens von Photographien sind weniger Kenntnisse im Zeichnen als natürliches Geschick, eine sichere Hand und ein kritisches Auge nöthig. Selbstverständlich wird Jemand, der zeichnen kann und die Vertheilung von Licht und Schatten zu beurtheilen vermag, also künstlerisch vorgebildet ist, Besseres leisten und schneller zum Ziele kommen, als Jemand, der dies A-B-C noch nicht inne hat. — Die Retouche der Photographien beschränkt sich mit den Fortschritten der Technik dieses Kunstgewerbes immer mehr auf das Retouchiren der negativen Bildplatten.

F. F. Triest. Eine dem Popp'schen Anatherinmundwasser ähnliche Flüssigkeit erhält man durch Digeriren von 20 Theilen Sandelholz, 10 Theilen Guajakholz, 25 Theilen Myrrhen, 15 Theilen Gewürznelken, 5 Theilen Zimmet, je ½ Theilen Zimmetöl und Nelkenöl, 1450 Theilen Weingeist von 90% und 725 Theilen Rosenwasser. Danach filtrirt man das Gemisch.

Veilchen aus dem Riesengebirge. Das Myrthenbäumchen reinigen Sie von den Blattläusen durch Besprengen und Abwaschen desselben mittelst einer Abkochung von Tabaksblättern. — Die Flecken von Vanillenöl rathen wir aus dem blauseidenen Kleide nicht durch eigene Versuche fortschaffen zu wollen, das dürfte Ihnen doch nur mißlingen; schicken Sie das Kleid an eine chemische Reinigungsanstalt.

Andrea. — Abonnentin in B. — Eitle Abonnentin. Es gibt allerdings eine Unzahl von Mittelchen gegen größere gelbliche oder bräunliche Stellen der Haut, Eaux und Extraits, Crêmes und Laits, aber, im Vertrauen gesagt, helfen alle nichts, da das gelbe Hautpigment nicht auf der Oberhaut, sondern darunter liegt, und ihm nicht, ohne daß die Haut angegriffen wird, durch äußere Mittel beizukommen ist. Es ist genau so vergeblich wie die bekannte „Mohrenwäsche", und aus ganz denselben Gründen.

Fr. S. G. Fbg. in B. Daß der Ofen nicht Schuld an dem Zurückschlagen des Rauches ist, ersehen Sie daraus, daß er nur unter gewissen Witterungsverhältnissen diesen Uebelstand zeigt. Es wird vielmehr die Schuld darin zu suchen sein, daß der Schornstein, in welchen das Rohr führt, mit mehreren in verschiedenen Stockwerken vertheilten Öfen in Verbindung steht. Eine ausführliche Darlegung der durch diese fast allgemein verbreitete bauliche Anordnung entstehenden Uebelstände hat Professor Meidinger in einem sehr lesenswerthen Aufsatze (Badische Gewerbezeitung, Band 4, Seite 33, auch abgedruckt in Dingler's Polytechn. Journal, Band 203, Seite 185, Industrie-Blätter, Jahrgang 1872, Seite 51, 60, Gewerbe-Blatt für Hessen 1871, December) klar und faßlich dargelegt. — Sie werden, tritt das Rauchen ein, am besten thun, dem eigentlichen Heizen ein Anwärmen des Kamins durch Verbrennen von Stroh, Hobelspähne oder klein gespaltenem Holz vorangehen zu lassen.

Treue Abonnentin in Sibyllenort. Um die Ränder, welche beim Entfernen von Fettflecken aus Zeugen mittelst Benzins oder Brönner'schen Fleckwassers entstehen, zu vermeiden, streut man, sobald der Fleck durch das Benzin entfernt ist, auf das von dem Fleckwasser noch durchnäßte Zeug so weit dasselbe benetzt wurde, Gypspulver; nach dem Trocknen bürstet man das Pulver einfach ab. War der Fleck nicht durch bloßes Fett, sondern durch eine fetthaltige Mischung, welche auch in Wasser lösliche Stoffe enthielt, erzeugt, so muß man nach dem Entfernen des Fettes mittelst Benzins ꝛc. von der Rückseite des Stoffes mittelst eines mit reinem Wasser leicht angefeuchteten Schwämmchen den Fleck durch leichtes Abreiben zu entfernen suchen. Freilich gelingt dies nur geübten Händen. Ein Universal-Fleckreinigungsmittel, welches Flecke jeder Art fortschafft, gibt es nicht.

Marie K. Wir rathen von dem Gebrauch des gewöhnlichen Wasserglases zur Wäsche ab, empfehlen dagegen den Gebrauch der Wasserglascomposition von van Baerle und Co. (in Wien, Worms und Berlin).

Anfragen.

13. Kann man mit den in größeren Hauswirthschaften befindlichen mechanischen Mitteln Gemüse comprimiren und wie? Eignen sich die Gemüse aller Gegenden, sofern erstere sonst gut sind, zum Comprimiren?

N. N. in St. M.

14. Hat sich Professor Zängerle's Hydro-Petrol-Lampe (Wasseraufguß-Lampe) praktisch bewährt, und welche Vortheile besitzt dieselbe vor der hydrostatischen Petroleum-Lampe Professor Karl Güntner's in Wien?

J. in B.

15. Zur Bekleidung von Badewannen wird neuerdings eine Art von glattem, weißem, porzellanähnlichem Papiermaché benützt. Wer fabricirt diesen Stoff, und ist dies Fabrikat auch geeignet bei mineralischen Bädern, z. B. Bädern mit Zusatz von Schwefel- und Eisensalzen, Kreuznacher Mutterlauge ꝛc. gebraucht zu werden?

H. W. in B.

16. Woher bezieht man aus erster Hand farbige Leder zum Anfertigen künstlicher Blumen ꝛc. aus Leder?

F. in C.

Notiz.

Laut einer neuen Verfügung des Kaiserlichen General-Postamtes zu Berlin werden Bestellungen im Laufe eines Quartals zwar nach wie vor angenommen, jedoch 1 Sgr. Zuschlag für Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern des betreffenden Quartals verlangt. — Wir bitten daher alle betheiligten Abonnentinnen in Deutschland, gegen Nachzahlung obigen Betrages bei den betreffenden Postanstalten die fehlenden Nummern zu reclamiren und der Nachlieferung gewärtig zu sein.

Expedition des Bazar.

Verlag der Bazar-Actien-Gesellschaft (Director A. Hofmann) in Berlin SW., Enke-Platz Nr. 4. Redacteur: Karl August Heigel in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.